

# NORDEUROPA *forum*

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT UND KULTUR  
JOURNAL OF POLITICS, ECONOMICS AND CULTURE

**Nicola Karcher** | Schirmorganisation der  
Nordischen Bewegung:  
Der Nordische Ring in Norwegen

**Johan Strang** | The Scandinavian Value Nihilists:  
The Crisis of Democracy in the  
1930s and 1940s

**Ulrike Hanssen-Decker** | Geschichtswissenschaft für den  
Ostseeraum? Der Conventus  
primus historicorum Balticorum

**Carl Marklund** | Hot Love and Cold People:  
Sexual Liberalism as Political  
Escapism in Radical Sweden

1 | 2009



**Herausgeber:** Bernd Henningsen, Thorsten Nybom, Stephan Michael Schröder, Reinhold Wulff

**Chefredakteur:** Jan Hecker-Stampehl

**Chef vom Dienst:** Ebbe Volquardsen

**Redaktion:** Charlotta Brylla, Izabela Dahl, Johannes Freund, Krister Hanne, Juliane Kläring, Hendriette Kliemann-Geisinger, Peer Krumrey, Anna-Lena Pohl, Katharina Pohl, Carsten Schymik, Johannes Sperling, Antje Wischmann.

**Wissenschaftliche Mitarbeit:** Sten Berglund (Örebro/Berlin), Norbert Götz (Stockholm/Greifswald), Jörg Hackmann (Greifswald), Paul D. Holtom (Glamorgan), Helge Høibraaten (Trondheim/Berlin), Uffe Jakobsen (Kopenhagen), Ella Johansson (Lund/Stockholm), Einhart Lorenz (Oslo), András Masát (Berlin/Budapest), Henrik Meinander (Helsinki), Kazimierz Musiał (Gdansk), Klaus Petersen (Odense), Jan Rüdiger (Berlin), Mai-Brith Schartau (Stockholm), Henrik Stenius (Helsinki), Øystein Sørensen (Oslo), Stefan Troebst (Leipzig), Ralph Tuchtenhagen (Hamburg), Gert-Rüdiger Wegmarshaus (Tartu), Henry Werner (Berlin), Uffe Østergaard (Kopenhagen/Århus)

Die *Neue Folge* erscheint zweimal jährlich in elektronischer Form auf dem edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin und hat einen Umfang von etwa 100 Seiten. Redaktionssitz ist am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein internationaler wissenschaftlicher Beirat unterstützt die Redaktion bei der Auswahl und Bewertung der Beiträge. Über die Veröffentlichung von Manuskripten entscheiden Herausgeber und Redaktion auf der Grundlage eines externen Gutachtens in einem anonymisierten Verfahren. Für unverlangt eingesandte Manuskripte können wir leider keine Haftung übernehmen.

The *Neue Folge (New Edition)* appears twice yearly in electronic form on the edoc-Server of the Humboldt-Universität zu Berlin and has an extent of 100 pages. The editorialship is based at the Nordeuropa-Institut of the Humboldt-Universität zu Berlin. An international scientific committee supports the editors with the selection and evaluation of contributions. The decision to publish manuscripts is made by the publisher and the editors upon the basis of external expert opinion in an anonymous procedure. We are unfortunately not able to take any responsibility for non-commissioned manuscripts sent to us.

---

## **NORDEUROPAforum**

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

19. Jahrgang (12. der N.F.)

ISSN 1863-639X

**Redaktionsanschrift:** NORDEUROPAforum, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, Telefon: +49 (30) 20 93-53 96, Fax: +49 (30) 20 93-53 25, E-Mail: [nordeuropaforum@rz.hu-berlin.de](mailto:nordeuropaforum@rz.hu-berlin.de)

**Homepage:** [www.nordeuropaforum.de](http://www.nordeuropaforum.de)

## INHALTSVERZEICHNIS

---

### BEITRÄGE

*Nicola Karcher*

Schirmorganisation der Nordischen Bewegung  
Der Nordische Ring und seine Repräsentanten in Norwegen 7

*Johan Strang*

The Scandinavian Value Nihilists  
The Crisis of Democracy in the 1930s and 1940s 37

*Ulrike Hanssen-Decker*

Geschichtswissenschaft für den Ostseeraum?  
Der Conventus primus historicorum Balticorum 1937 in Riga 65

*Carl Marklund*

Hot Love and Cold People  
Sexual Liberalism as Political Escapism in Radical Sweden 83

### REZENSIONEN

*Krister Hanne*

Ulf Bjereld, Alf W. Johansson und Karl Molin:  
Sveriges säkerhet och världens fred. Svensk utrikespolitik under kalla kriget.  
Ove Bring:  
Neutralitetens uppgång och fall – eller den gemensamma säkerhetens historia. 105

*Steen Bo Frandsen*

Ulrike Gerken:  
... um die Nationaleinheit zu begründen und zu befestigen ... Der Beitrag des Kieler Lektorats für  
dänische Sprache und Literatur zur Identitätsstiftung im dänischen Gesamtstaat (1811–1848). 113

*Robert Schweitzer*

Darius Staliūnas:  
Making Russians: Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863. 117

*Hans Hecker*

Michael Garleff (Hg.):  
Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich. Hrsg. im Auftrag der Karl Ernst von Baer-  
Stiftung in Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission. 121

<i>Christoph Buller</i>	
Rita Bredefeldt:	
Judiskt liv i Stockholm och Norden. Ekonomi, identitet och assimilering 1850–1930.	125
<i>Charlotta Brylla</i>	
Lars M. Andersson und Karin Kvist Geverts (Hg.):	
En problematisk relation? Flyktingpolitik och judiska flyktingar i Sverige 1920–1950.	129
<i>Thomas Wegener-Friis</i>	
Christian Friis Bach, Thorsten Borring Olesen, Sune Kaur-Pedersen und Jan Pedersen:	
Idealer og realiteter. Dansk udviklingspolitik historie 1945–2005.	133
<i>Carsten Schymik</i>	
Susanne Jungerstam-Mulders (ed.):	
Post-Communist Member States. Parties and Party Systems.	137
<i>Michael Rießler</i>	
Peter Sköld (red.):	
Människor i Norr. Samisk forskning på nya vägar.	140
<i>Johannes Freund</i>	
Jürg Glauser (Hg.):	
Skandinavische Literaturgeschichte.	144
<i>Antje Wischmann</i>	
Olaf Lind:	
Arkitekten Steen Eiler Rasmussen	148
<i>Palle Roslyng-Jensen</i>	
Henning Grelle:	
Thorvald Stauning. Demokrati eller kaos. En biografi.	152

## ANNOTATIONEN

<i>Christian Henkes</i>	
Mai-Brith Schartau:	
The Road to Welfare Pluralism. Old Age Care in Sweden, Germany and Britain.	159
<i>Andrea Haller</i>	
Constanze Gestrich:	
Die Macht der dunklen Kammern. Die Faszination des Fremden im frühen dänischen Kino.	161

*Annika Berg*

Kristina Engwall, Magdalena Bengtsson Levin und Stefanie von Schnurbein (red.):

Hälsa – makt, tolkning, styrning.

163

*Magnus Pettersson*

Antje Hornscheidt:

Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache.

165



# BEITRÄGE



# Schirmorganisation der Nordischen Bewegung:

## Der Nordische Ring und seine Repräsentanten in Norwegen\*

*Nicola Karcher*

### **Zusammenfassung**

Der 1926 gegründete Nordische Ring hatte zum Ziel, alle Gruppierungen der Nordischen Bewegung zu sammeln und den von Hans F. K. Günther konzipierten Nordischen Gedanken zur herrschenden Ideologie in Deutschland zu machen. Bis zur Gleichschaltung durch Eingliederung in die Nordische Gesellschaft 1936 konnte der Nordische Ring nicht nur weit reichende Kontakte zu adeligen und völkischen Kreisen, sondern auch zur NSDAP aufbauen. Daneben spielte die von Günther forcierte Zusammenarbeit mit norwegischen Rassenforschern eine wichtige Rolle für die Zielsetzung des Nordischen Ringes, der hoffte, den Nordischen Gedanken langfristig auch in Norwegen und den anderen skandinavischen Ländern etablieren zu können. Dieser Beitrag untersucht die Entstehung und Entwicklung des Nordischen Ringes bis zu seiner Gleichschaltung mit besonderem Augenmerk auf die Verbindungen zu norwegischen Rassenforschern.

### **Summary**

Nordischer Ring [Nordic Ring], founded in 1926, aimed to unite all groups in the Nordic Movement and to make the Nordic Thought, drafted by Hans F. K. Günther, to the leading ideology in Germany. Until the enforced political conformity of Nordischer Ring through incorporation into Nordische Gesellschaft [Nordic Society] in 1936, Nordischer Ring was able to build up far-reaching contacts not only to *völkisch* circles and among the nobility, but also to the NSDAP. In addition, the collaboration, advanced by Günther, of Norwegian researchers on the topic of race played an important role for the goals of Nordischer Ring, which hoped, in a long term perspective, to be able to establish the Nordic Thought in Norway and the other Scandinavian countries. This article traces the emergence and development of Nordischer Ring until its incorporation with a special focus on the contacts with Norwegian researchers on the topic of race.

---

*Nicola Karcher M.A. ist Doktorandin am Institut für Archäologie, Konservierung und Geschichte der Universität Oslo und forscht zu deutsch-norwegischen rechtsextremistischen Netzwerken in der Zwischenkriegszeit. Kontakt: nicola.karcher@iakh.uio.no.*

## Völkische Kontakte nach Norwegen

Während zwischen faschistisch und nationalsozialistisch orientierten Vereinigungen in Norwegen und der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland weitreichende Beziehungen existierten<sup>1</sup>, ist über vergleichbare Netzwerke völkischer Gruppen kaum etwas bekannt. Zwar mag dies damit zusammenhängen, dass sich in Norwegen grundsätzlich keine völkische Bewegung mit entsprechender Organisationsstruktur wie in Deutschland herausgebildet hat<sup>2</sup>; wie die im Folgenden darzustellenden Kontakte verschiedener norwegischer Kreise zu deutschen völkischen Vereinigungen aber zeigen, gab es durchaus eine Zusammenarbeit. Die Kommunikation fand größtenteils über Einzelakteure statt, was der Tatsache geschuldet sein dürfte, dass auch die Völkischen in Deutschland alles andere als homogen waren.

\* Dieser Artikel wurde erstmals am 1. September 2008 beim NORDEUROPAforum eingereicht. Die Forschungsergebnisse wurden von der Verfasserin in Vorträgen am 25. Juni 2008 am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin sowie am 1. Dezember 2008 am Institut für Archäologie, Konservierung und Geschichte der Universität Oslo präsentiert.

<sup>1</sup> Zu nennen ist an erster Stelle *Norges Nasjonalsocialistiske Arbeiderparti* (NNSAP). 1932 gegründet, kannten viele der überwiegend jungen Aktivisten Deutschland entweder von Studienaufenthalten oder durch familiäre Bindungen und waren bereits mit nationalsozialistischen Organisationen wie der Hitlerjugend, der Deutschen Arbeitsfront oder der SA in Berührung gekommen. Wie aus Rapporten des Auswärtigen Amtes hervorgeht, wurden sie seitens der NSDAP nach 1933 als Informanten für den SD und für Propagandazwecke in Organisationen wie dem 1914 gegründeten Deutschen Fichte-Bund eingesetzt, der während des Nationalsozialismus dem Reichspropagandaministerium unterstand. Präsident des Fichte-Bunds mit Sitz in Hamburg war Direktor Heinrich Kessemeier. Vgl. u.a. Pryser, Tore: *Hitlers hemmelige agenter. Tysk etterretning i Norge 1939–1945*. Oslo 2001, 302 ff.; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (im Folgenden PAAA): R 60623; Riksarkiv (im Folgenden RA) Oslo: L-sak Dnr. 3911 Dagfinn Gjessing.

<sup>2</sup> Zur völkischen Bewegung in Deutschland und dem Begriff des Völkischen siehe u.a. Breuer, Stefan: *Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik*. Darmstadt 2008; Puschner, Uwe: „Völkisch. Plädoyer für einen ‚engen‘ Begriff“. In: Paul Ciupke u.a. (Hgg.): *„Die Erziehung zum deutschen Menschen“*. *Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik*. Essen 2007, 53–66; Puschner, Uwe: *Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion*. Darmstadt 2001; Puschner, Uwe, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht (Hgg.): *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918*. München 1999.

Wie Uwe Puschner herausgearbeitet hat, existierten in den verschiedenen deutschen Gruppen zwar „signifikante Grundüberzeugungen“ – wozu vor allem die Vorstellung zählte, die Rasse sei das zentrale, Schicksal bestimmende Element –, gleichzeitig bestanden jedoch „Abweichungen hinsichtlich spezifischer Akzentuierungen in den einzelnen Segmenten der völkischen Bewegung, bei ihren Ideologen, Organisationen und Klientel“.<sup>3</sup> Dadurch bedingt konnte die völkische Weltanschauung „nie als einheitliche, systematische und für die Bewegung allgemein verbindliche Ideologie formuliert werden“.<sup>4</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Zahl der unterschiedlichen Verbände zunächst sprunghaft erhöht, während ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre die zunehmende Dominanz der NSDAP, gepaart mit den eigenen organisatorischen Defiziten, zur Marginalisierung der völkischen Gruppen führte.<sup>5</sup> Wie die bisherigen Forschungsansätze vermuten lassen, fand eine Bindung der ideologisch verwandten norwegischen Kreise vorrangig an die späten Ausläufer der völkischen Bewegung statt.<sup>6</sup>

Bislang ist jedoch keine genaue Aussage darüber möglich, wie weit die gegenseitigen Beziehungen tatsächlich reichten und wie vielschichtig sie waren. Eine Gesamtdarstellung der Kontakte entsprechender Milieus in Norwegen zur völkischen Bewegung in Deutschland fehlt nach wie vor. Eine Ausnahme bildet lediglich Terje Emberlands *Religion og Rase. Nyhedenskap og nazisme i Norge 1933–1945*<sup>7</sup>, das am Beispiel neuheidnischer Bewegungen in Norwegen auch deren deutsche Inspirationsquellen untersucht.

Hier sind vor allem die Verbindungen von Hans S. Jacobsen, Mitinitiator der nationalsozialistischen Partei *Nasjonal Samling* (NS) und Mittelpunkt des pangermanisch-

<sup>3</sup> Puschner 2007, wie Fußnote 2, 57 sowie 61–62.

<sup>4</sup> Ebd., 57.

<sup>5</sup> Siehe ebd., 58 f.; siehe auch Breuer 2008, wie Fußnote 2, 147 ff.

<sup>6</sup> Die Rede ist hier vor allem von den im Folgenden im Zusammenhang mit ihren norwegischen Verbindungen zu skizzierenden Vereinigungen *Deutsche Glaubensbewegung* und *Ludendorffbewegung*, die Stefan Breuer als „Ausklang der völkischen Bewegung“ bezeichnet; ebd., 252.

<sup>7</sup> Emberland, Terje: *Religion og Rase. Nyhedenskap og nazisme i Norge 1933–1945*. Oslo 2003.

neuheidnischen *Ragnarok*-Kreises um die gleichnamige Zeitschrift<sup>8</sup>, zum Leiter der *Deutschen Glaubensbewegung*, Jakob Wilhelm Hauer<sup>9</sup>, zu nennen. Jacobsen, der in den zwanziger Jahren Sozialökonomie am Institut für Weltwirtschaft in Kiel studiert hatte, begann in dieser Zeit, sich neben dem Nationalsozialismus auch für die neuheidnischen Ideen der völkischen Bewegung zu begeistern.<sup>10</sup> Durch welche Umstände er Hauer kennenlernte, lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren, fest steht aber, dass das Religionsbild der 1933 ins Leben gerufenen Deutschen Glaubensbewegung über Jacobsen und Hauer Eingang in rechtsgerichtete, pangermanische Milieus in Norwegen fand.<sup>11</sup> Noch 1935/36 – zu einem Zeitpunkt, als er von der NSDAP bereits marginalisiert worden war – unternahm Hauer den Versuch, mit einer Vortragsreise nach Norwegen seinen dortigen Wirkungskreis, zu dem auch der bekannte Komponist Geirr Tveitt<sup>12</sup> gehörte, zu erweitern.<sup>13</sup> Die Reise wurde jedoch im letzten Augenblick, mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Initiative des NSDAP-Ortsgruppenleiters in Oslo, Eberhard Günther Kern, verhindert.

<sup>8</sup> Die Zeitschrift *Ragnarok* wurde 1934/35 von Jacobsen nach dessen Austritt aus der *Nasjonal Samling* als Organ zur Verkündung des „wahren“ Nationalsozialismus in Norwegen gegründet. In ihrem Umfeld sammelten sich insbesondere die Renegaten der Partei, zu denen auch der Mitbegründer der NS, Johan Bernhard Hjort, zählte. Vgl. Sørensen, Øystein: *Hitler eller Quisling. Ideologiske brytninger i Nasjonal Samling 1940–1945*. Oslo 1989, 75 ff.; de Figueiredo, Ivo: *Fri mann. Johan Bernhard Hjort – en dannelsehistorie*. Oslo 2002. 1936 erhielt die Zeitschrift auf Initiative der deutschen Gesandtschaft in Oslo durch die Nordische Verbindungsstelle im Reichspropagandaministerium einen einmaligen Betrag von 500 Reichsmark ausgezahlt, um so die Propagandaarbeit zur Förderung des Nationalsozialismus in Norwegen voranzutreiben. Siehe PAAA: R 122739: Schreiben der Gesandtschaft an das Auswärtige Amt, 31. Januar 1936; Schreiben im Auftrag des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda an das Auswärtige Amt, 18. März 1936, unsignierte Abschrift vom 5. Mai 1936; Schreiben des Finanzamtes Berlin an das Auswärtige Amt, 25. Mai 1936.

<sup>9</sup> Zu Hauer siehe u.a. Nanko, Ulrich: *Die Deutsche Glaubensbewegung. Eine historische und soziologische Untersuchung*. Marburg 1993.

<sup>10</sup> Siehe u.a. RA Oslo: L-sak 488 Hans Solgaard Jacobsen.

<sup>11</sup> Siehe Emberland 2003, wie Fußnote 7, 38 ff. u. 227 ff.; sowie BA Koblenz: N 1131 Jakob Wilhelm Hauer: Korrespondenz mit Jacobsen.

<sup>12</sup> Zu Tveitt vgl. Storaas, Reidar: *Mellom triumf og tragedie: Geirr Tveitt. Ein biografi*. Oslo 2008; Emberland, Terje: „Geirr Tveitt. Raseutopi og nyhedenskap“. Vortrag im Rahmen des von Hamsun 09, Hauge-Tveitt jubileet, HL-senteret und Litteraturhuset veranstalteten Seminars *Den kompliserte arven*, Oslo, 8. Dezember 2008.

<sup>13</sup> Siehe BA Koblenz: N 1131: 65.

Neben den Beziehungen der Deutschen Glaubensbewegung zu norwegischen Anhängern existierten Verbindungen zwischen der *Ludendorff-Bewegung*<sup>14</sup> und *Norges Nasjonal-socialistiske Arbeiderparti*. Wie Emberland gezeigt hat, war der Financier der NNSAP, Georg Eugen Nielsen, bereits seit 1927 ein begeisterter Ludendorffianer. Im gleichen Jahr gab er im Eigenverlag Erich Ludendorffs *Vernichtung der Freimaurerei durch die Enthüllung ihrer Geheimnisse* auf Norwegisch heraus.<sup>15</sup> In der folgenden Zeit und auch über Ludendorffs Tod hinaus trat er als Hauptpropagandist für die völkisch-religiösen Ideen und Verschwörungstheorien der Ludendorff-Bewegung in Norwegen in Erscheinung, wobei ihm die seit 1932 publizierte Parteizeitung der NNSAP, *Fron-ten*, als Plattform diente. Praktische Folgen hatten Nielsens Aktivitäten insbesondere nach der Okkupation Norwegens 1940, als er im Dienst des SD half, den vermeintlichen Einfluss der Freimaurerloge auf die norwegische Gesellschaft nachzuweisen.<sup>16</sup> Auch wenn Emberland Nielsen als „einen der wichtigsten Vermittler von völkisch-religiösen Ideen in Norwegen“<sup>17</sup> bezeichnet, ist kaum davon auszugehen, dass es der Ludendorff-Bewegung gelang, einen größeren Anhängerkreis über die Mitglieder der NNSAP hinaus zu gewinnen.

Insofern ist hier ein deutlicher Qualitätsunterschied zum Nordischen Ring (NR) zu verzeichnen. Zwar lässt sich bisher nur schwerlich eine allgemeingültige Aussage über die Netzwerke des Nordischen Ringes nach Norwegen machen, zumindest gelang es ihm aber, mit dem Anthropologen Halfdan Bryn (1864–1933) einen international bedeutenden Rassenforscher an sich zu binden. Während die Ludendorff-Bewegung mit Nielsen lediglich auf den Repräsentanten einer losen, eher sektiererischen Gruppierung verweisen konnte, die erst unter Anleitung der NSDAP eine gewisse Bedeutung erlangte, konnte der Ring hoffen, mit Bryn eine angesehene wissenschaftliche Autorität für die Propagierung des Nordischen Gedankens gewonnen zu haben.

In der Forschung über die völkischen Bewegungen der Zwischenkriegszeit taucht der Nordische Ring bislang nur in Randbemerkungen auf, so dass eine Einordnung in die Netzwerke der verschiedenen Gruppen bisher nicht erfolgt ist. Selbst Hans-Jürgen

<sup>14</sup> Zur Ludendorff-Bewegung siehe u.a. Amm, Bettina: *Die Ludendorff-Bewegung. Zwischen nationalistischem Kampfbund und völkischer Weltanschauungssekte*. Hamburg 2006.

<sup>15</sup> Ludendorff, Erich: *Frimureriets avsløring*. Oslo 1927.

<sup>16</sup> Siehe Emberland 2003, wie Fußnote 7, 114 ff. u. 122.

<sup>17</sup> „en av de viktigste formidlere av völkisch-religiøse ideer i Norge“; ebd., 119.

Lutzhöft widmet ihm in seiner Arbeit *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940*<sup>18</sup> nur einen kurzen Abriss und dies im Rahmen der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik. Das verwundert insofern, als sich der NR in seiner ideologischen Ausrichtung ausschließlich auf den Nordischen Gedanken stützte und sich als Exponent der Nordischen Bewegung in Deutschland ansah.

Der Glaube an die „Höherwertigkeit der Nordischen Rasse“, verbunden mit der Angst vor dem ihr drohenden „Untergang“, war die zentrale Grundüberzeugung aller Anhänger des „Nordischen Gedankens“. Das Aussterben der „Nordischen Rasse“ würde jedoch nicht nur deren eigenen „Rassentod“, sondern auch das Ende der gesamten westlichen Zivilisation bedeuten. Folglich seien zur Bewahrung der „Nordischen Rasse“ und zur „Aufnordung“ Mittel der Eugenik und Rassenhygiene, aber auch eine weitreichende Aufklärungsarbeit notwendig. Im Zuge der vermeintlichen Erkenntnis, dass – trotz der „Vermischung“, die auch hier stattgefunden hätte – die „Nordische Rasse“ am unverfälschtesten in Norwegen und Schweden anzutreffen sei, richtete sich das Interesse der Nordischen Bewegung zudem auf die Länder des Nordens.<sup>19</sup>

Dies gilt auch für das Selbstverständnis des Nordischen Ringes, der nachweisbar vor allem Beziehungen nach Norwegen unterhielt. Der folgende Beitrag hat daher zum Ziel, neben der Entwicklung des NR bis zur Inkorporierung in die Nordische Gesellschaft (NG) auch dessen Kontakte zu norwegischen Wissenschaftlern wie Halfdan Bryn zu untersuchen, die zeigen, dass der Ring ganz im Sinne der Nordischen Bewegung sein Wirkungsfeld nicht nur auf Deutschland begrenzt sah.

### **Entstehung und Entwicklung des Nordischen Ringes**

Als sich der Nordische Ring am 15./16. Mai 1926 gründete, sahen seine Initiatoren hierin eine notwendige Folge des Anwachsens der Nordischen Bewegung und der

<sup>18</sup> Lutzhöft, Hans-Jürgen: *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940*. Stuttgart 1971.

<sup>19</sup> Siehe u.a. Günther, Hans Friedrich Karl: *Der Nordische Gedanke unter den Deutschen*. München 1925; ders.: *Rassenkunde Europas*. München 1926; ders.: *Adel und Rasse*. München 1926, 58 ff.; Rosenberg, Alfred: *Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unsrer Zeit*. München 1930. Vgl. auch Puschner 2007, wie Fußnote 2, 62 ff.

Durchschlagskraft des Nordischen Gedankens, die man – trotz allen Glaubens, wie es heißt – in dieser Intensität nicht erwartet hatte. Bereits zuvor hatte der Chefideologe des Nordischen Gedanken, Hans F. K. Günther (1891–1968), wiederholte Male den Zusammenschluss der verschiedenen nordischen Bünde angeregt und die Gründung des Nordischen Ringes sollte als direkte Antwort verstanden werden.<sup>20</sup> Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, dass es sich beim NR nicht um einen weiteren Verein handelte, sondern um eine lose Arbeitsgemeinschaft Gleichgesinnter, „um die Stoßkraft zu erhöhen, das geistige Band zu festigen und geistigen Austausch und damit Anregung und Förderung zu ermöglichen“<sup>21</sup>. Was also eher wie eine harmlose und private Initiative klang, war letztlich nicht weniger als der Versuch, alle nordisch Gesinnten innerhalb und außerhalb Deutschlands zusammenzuschließen und den Nordischen Gedanken zur herrschenden Ideologie zu machen.<sup>22</sup>

Als Vorbild des Nordischen Ringes galt der von den führenden Rassenhygienikern Alfred Ploetz<sup>23</sup> und Fritz Lenz<sup>24</sup> 1907 ins Leben gerufene Geheimbund *Ring der Norda*, der zwar während des Ersten Weltkrieges zerbrochen war, der den NR aber zumindest in die Tradition „nordisch-gerichteter“ Arbeit stellte.<sup>25</sup> Hauptinitiator war Ministerialrat Hanno Konopath<sup>26</sup>, der zusammen mit Prinzessin Marie Adelheid Reuß zur Lippe, die mit ihm ab 1927 in dritter Ehe verheiratet war, auch die Leitung der Geschäftsstelle übernahm.

<sup>20</sup> Siehe Gunnerus Bibliothek Trondheim (im Folgenden GBT): PA-37 Bryn: Hanno Konopacki-Konopath (im Folgenden Konopath) im Namen des Nordischen Ringes an Halfdan Bryn, 22. Dezember 1926. Dank an Terje Emberland für die Hilfe bei der Beschaffung des Quellenmaterials.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Niederschrift über die Gründungssitzung und erste Tagung des Nordischen Ringes am 15./16. Mai 1926.

<sup>23</sup> Zu Ploetz siehe u.a. Doebele, Werner: *Alfred Ploetz. Sozialdarwinist und Gesellschaftsbiologe*. Frankfurt a. M. 1975.

<sup>24</sup> Zu Lenz siehe u.a. Rissom, Renate: *Fritz Lenz und die Rassenhygiene*. Husum 1983; Satzinger, Helga: *Rasse, Gene und Geschlecht. Zur Konstituierung zentraler biologischer Begriffe bei Richard Goldschmidt und Fritz Lenz. 1916 – 1936*. Berlin 2004.

<sup>25</sup> Lutzhöft 1971, wie Fußnote 18, 65.

<sup>26</sup> Zu Konopath und seiner Rolle bei den *Deutschen Christen* siehe Scholder, Klaus: *Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934*. Frankfurt a. M. 1977, 260 ff. Scholder bezeichnet hier den Ring als „Kampforganisation gegen das Christentum“. Siehe auch Konopath, Hanno: *Ist Rasse Schicksal? Grundgedanken der völkischen Bewegung*, München 1931.

Sitz des Ringes war zunächst die Privatadresse von Reuß zur Lippe in der Konstanzer Str. 64 in Berlin. Die konstituierende erste Tagung des Nordischen Ringes umfasste einen Personenkreis von 24 Teilnehmern, der sich unter anderem zu jeweils einem Drittel aus Mitgliedern des deutschen Adels – wozu eine Reihe bekannter Namen wie Graf Günther von der Goltz<sup>27</sup> und Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe zählten – und promovierten Wissenschaftlern zusammensetzte. Dies entsprach bereits der geplanten propagandistischen Stoßrichtung des NR, der hoffte, neben Pfarrern und Lehrern vor allem neue Mitglieder aus dem Bereich der Wissenschaft werben zu können.<sup>28</sup>

Bei den ohne Vornamen vermerkten Gründungsvätern des Ringes von Bogen und Schönstadt<sup>29</sup>, Freiherr von Houwald sowie Freiherr von Vietinghoff-Scheel dürfte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Walther von Bogen und Schönstedt, Albrecht Freiherr von Houwald und Leopold Freiherr von Vietinghoff-Scheel gehandelt haben, die neben Reuß zur Lippe alle über weitreichende Kontakte in völkisch-adelige Kreise verfügten. Von Bogen war Hauptgeschäftsstellenleiter der *Deutschen Adelsgenossenschaft* (DAG) und Anhänger der Zuchtphantasien des späteren Reichsbauernführers Richard Walther Darré, die dieser in seinem 1930 erschienenen Buch *Neuadel aus Blut und Boden* ausformulierte. Die von Bogen in den dreißiger Jahren geforderte Fortpflanzungskontrolle des Adels, um rassische Reinheit zu gewährleisten, wies zudem eine – wie Malinowski gezeigt hat – „frappierende Nähe zur SS“<sup>30</sup> auf. Sein wichtigster Verbündeter im Vorstand der DAG war von Houwald, der ab 1931 Mitarbeiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP war.<sup>31</sup> Mit dem Hauptgeschäftsführer des radikal

<sup>27</sup> Bei von der Goltz handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Verwandten des bekannten Generals Graf Rüdiger von der Goltz, Vorsitzender der Vereinigung der Vaterländischen Verbände Deutschlands und ab 1933 NSDAP-Mitglied. Seine beiden Söhne waren ebenfalls Parteimitglieder und mit den Schwestern des Mitbegründers der *Nasjonal Samling*, Johan Bernhard Hjort, verheiratet. Der ältere Sohn Rüdiger war darüber hinaus Verteidiger bei den Fememord-Prozessen und Anwalt Joseph Goebbels'. Siehe BA Koblenz, N 1548 Goltz; Malinowski, Stephan: *Vom Führer zum König. Deutscher Adel und Nationalsozialismus*. Berlin 2003, 315 f. u. 511 ff.; de Figueiredo 2002, wie Fußnote 8.

<sup>28</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Niederschrift über die Gründungssitzung und erste Tagung des Nordischen Ringes am 15./16. Mai 1926.

<sup>29</sup> Die Schreibweise weicht in der Niederschrift des Nordischen Ringes von der eigentlichen Schreibweise „Schönstedt“ ab.

<sup>30</sup> Malinowski 2003, wie Fußnote 27, 485.

<sup>31</sup> Siehe ebd., 327 u. 345.

antisemitischen *Alldeutschen Verbandes* von Vietinghof-Scheel konnte der Nordische Ring außerdem Verbindungen zu einer Vereinigung aufweisen, deren Wurzeln bis weit vor den Ersten Weltkrieg zurückreichten.<sup>32</sup> Darüber hinaus verfügte Darré aufgrund seiner Heirat 1931 mit Charlotte Freiin von Vietinghoff-Scheel, seiner Sekretärin im Braunen Haus, selbst über enge Beziehungen zum deutschen Adel.<sup>33</sup> Als Mitglied des Nordischen Ringes gehörte er zu dessen wichtigsten ideologischen Autoritäten. So heißt es in einem Schreiben des Ringes: „Seine Grundgedanken und seine Zielrichtung sieht der Nordische Ring weiterhin ausgesprochen in den rassenkundlichen Werken von Männern wie Lapouge, Ammon, Schemann, Woltmann, Kraitschef, Grant, Stoddard, Günther und Darré (...).“<sup>34</sup> Der genaue Zeitpunkt des Eintrittes Darrés in den Ring ist nicht bekannt, er übernahm aber 1930 die neu gegründete Ortsgruppe München.<sup>35</sup>

Die Hauptaufgabe des Nordischen Ringes sahen seine Gründungsmitglieder neben dem bereits genannten Zusammenschluss aller nordisch Gesinnten in der „Schaffung eines Rassenkerns“, dessen Entstehung im Programm des Ringes jedoch nur lapidar mit der „Anlage von Geschlechtsbüchern in nordischem Sinne“ umrissen wurde. Die Verantwortung hierfür lag bei von Houwald und von Vietinghoff. Auch die Sammlung von weiteren Mitgliedern scheint zunächst in eher losen Bahnen verlaufen zu sein. Überzeugte Anhänger der Nordischen Bewegung sollten der Geschäftsstelle mitgeteilt werden, wobei der Anmeldende für die Zuverlässigkeit des Betreffenden zu bürgen hatte. Besonderes Augenmerk wurde auf die Frage gelegt, ob neue Mitglieder bereits publizistisch oder rednerisch für den Nordischen Gedanken aktiv waren. Im Übrigen war man, was die so genannten „Aufgaben innerhalb der nordischen Bewegung“ betraf, auf die Schaffung einer geeigneten Infrastruktur konzentriert. Der Geschäftsstelle oblag die Aufgabe, in Form eines Informationsdienstes Einzelanfra-

<sup>32</sup> Vgl. Klee, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945?* Frankfurt a. M. 2007, 631; Malinowski 2003, wie Fußnote 27, 336; Peters, Michael: „Der ‚Alldeutsche Verband‘“. In: *Handbuch zur ‚Völkischen Bewegung‘*, wie Fußnote 2, 302–315; Hering, Rainer: *Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890–1939*. Hamburg 2004.

<sup>33</sup> Siehe Malinowski 2003, wie Fußnote 27, 527.

<sup>34</sup> NR an den norwegischen Verteidigungsminister Vidkun Quisling, 11. März 1933. Nasjonalbibliotek (im Folgenden NB) Oslo: Ms.fol. 4096 X4.

<sup>35</sup> GBT: PA-37 Bryn: Mitteilungsblatt 2 des Nordischen Ringes, September 1930.

gen zu bearbeiten und sich dafür über den Stand der nordischen Forschung und wissenschaftlicher Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu halten.<sup>36</sup> Ausgangspunkt war die Bildung einer eigenen Bibliothek, die in der Folgezeit zur Leihbibliothek ausgebaut und in dieser Funktion auch von befreundeten Bänden genutzt wurde. Insgesamt war die Arbeit für die Etablierung des Nordischen Ringes innerhalb der eigenen Reihen jedoch noch wenig konkretisiert.

Hierin lag ein klarer Unterschied zu den „äußeren Aufgaben“, die eine eindeutig propagandistische Stoßrichtung hatten. Nur durch „zielbewußte Aufklärung“, so hieß es, könne die Nordische Bewegung, die eine „geistige Bewegung“ sei, den Nordischen Gedanken in Deutschland vorherrschend machen. An erster Stelle stand daher die „Durchdringung des Schrifttums“. Über die Geschäftsstelle sollten sämtliche zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften regelmäßig mit Aufsätzen aus allen Gebieten „von der Rassenhygiene und Rassengeschichte über die Rassenkunde und Rassenpsychologie bis zur nordischen Weltanschauung“<sup>37</sup> versorgt werden. Für die Beschaffung, aber auch das Verfassen von Artikeln waren die Mitglieder des NR verantwortlich. Gleichzeitig waren sie dazu angehalten, die Geschäftsstelle über jeden neu erschienenen Aufsatz auf nordischem Gebiet zu informieren, um den ideologischen Standpunkt der jeweiligen Zeitung und die ihr zumutbare „Dosis“ besser einschätzen zu können.

Zweiter Schwerpunkt auf der Agenda zur „zielbewussten Aufklärung“ war eine umfassende Vortragstätigkeit in sämtlichen in Frage kommenden Vereinen. Vor allem die völkischen und vaterländischen Organisationen sollten über die Rassenfrage aufgeklärt und rassenbewusst gemacht werden. Auch wenn man hierin erfahrungsgemäß keine sonderlich schwer zu erfüllende Aufgabe sah, wurden die Mitglieder des NR aufgefordert, den entsprechenden Vereinen gegebenenfalls beizutreten, um eine optimale weltanschauliche Durchdringung gewährleisten zu können.<sup>38</sup> Ganz im Sinne

<sup>36</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Niederschrift über die Gründungssitzung und erste Tagung des Nordischen Ringes am 15./16. Mai 1926.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Siehe ebd.

Darrés konzentrierte man sich insbesondere auf die Bauernhochschulbewegung<sup>39</sup> und den *Bund der Kinderreichen*.

Bereits auf der ersten Tagung des Nordischen Ringes konnten mit Philalethes Kuhn und Ludwig Ferdinand Clauss<sup>40</sup> zwei einschlägig bekannte Rassenforscher mit entsprechendem Wirkungsfeld für Vorträge gewonnen werden. Der Rassenhygieniker Kuhn, der seit 1905 Ploetz' *Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene* angehörte, wurde kurz vor Gründung des Ringes zum Professor für Hygiene an der Universität Gießen ernannt. 1931 trat er, wie zwei Jahre später auch der „Rassenseelenkundler“ Clauss und eine Reihe anderer aus dem Umfeld des NR, der NSDAP bei.

In der Folgezeit gelang es dem Nordischen Ring, seine Mitgliederzahl auf 180 zu erhöhen, darunter ein hoher Anteil Akademiker sowie Führer verschiedener völkisch gerichteter Bünde. Damit schien der selbsterhobene Anspruch, eine „Arbeitsgemeinschaft von Führern“ zu sein, in der besonderer Wert auf „geistige Arbeiter“ gelegt wurde, erfüllt. Im Verlauf des ersten Jahres nach der Gründung schlossen sich weitere prominente Mitglieder aus Adel und völkischer Bewegung dem Ring an. Zu nennen sind an erster Stelle Oskar Prinz von Preußen, Sohn Kaiser Wilhelms II., der Architekt Paul Schultze-Naumburg, Richard Thurnwald und Julius Friedrich Lehmann, Inhaber des gleichnamigen völkischen Verlages.<sup>41</sup> Sowohl er als auch der Volkskundler Thurnwald waren Angehörige – Thurnwald sogar Mitbegründer – der bereits genannten Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und Herausgeber der Zeitschrift *Volk*

<sup>39</sup> Zu den Bauernhochschulen siehe u.a. Knüppel, Christoph: „Vorarbeiten zu einer geistigen Elite des deutschen Volkes.“ Friedrich Schöll als Leiter der Württembergischen Bauernhochschule und der Arbeitsgemeinschaft Vogelhof“. In: Ciupke u.a. 2007, wie Fußnote 2, 187–216; Reimers, Bettina: „Der Weg der christlich-nationalen Bauernschule Neudietenhof zur nationalsozialistischen Eliteschule“. In: Ciupke u.a. 2007, wie Fußnote 2, 257–278; sowie Pomp, Rainer: „Die Brandenburgische Bauernhochschule in Neuruppin“. In: Ciupke u.a. 2007, wie Fußnote 2, 279–294.

<sup>40</sup> Vgl. u.a. Klee, Ernst: *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945?* Frankfurt a.M. 2005, 350; Weingart, Peter: *Doppel-Leben. Ludwig Ferdinand Clauss*. Frankfurt a. M. / New York 1995; aktueller Breitenfellner, Kirstin: „Zwischen Opportunismus und Widerstand. Ludwig Ferdinand Clauss: Zur Biographie eines deutschen Rassentheoretikers“. In: Dies. und Charlotte Kohn-Ley (Hgg.): *Wie ein Monster entsteht. Zur Konstruktion des anderen in Rassismus und Antisemitismus*. Bodenheim 1998, 181 ff.

<sup>41</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Niederschrift über Arbeitssitzung des Nordischen Ringes vom 19. Juni 1927.

*und Rasse*. Schultze-Naumburg, der seit den zwanziger Jahren in nationalsozialistischen Kreisen verkehrte, zu denen auch Hitler zählte, war nach 1932 für die NSDAP in zahlreichen Funktionen tätig.

Im Zuge der erhöhten Mitgliederzahl und um dem elitären Selbstbild, „eine Art Generalstab der nordischen Bewegung“ zu sein, gerecht zu werden, verschärfte der NR die allgemeinen und „rassischen“ Anforderungen an seine Mitglieder. Auch wenn betont wurde, dass der Ring kein Geheimbund sei, wurde eine klare Abgrenzung nach außen verlangt. Mitteilungen waren nur für die Mitglieder selbst bestimmt und durften nicht Freunden oder Bekannten zugänglich gemacht werden, Unsichere waren „zu bearbeiten und zu beobachten“.<sup>42</sup> In diesem Sinne darf auch der Vorschlag des „Rassenausschusses“ des NR zum Anlegen eines „Ahnenerb-Buches“ verstanden werden, das Auskunft über Erbanlagen und Vorfahren bis zu den Urgroßeltern geben sollte und von den Rassenhygienikern des Ringes seit langem gefordert wurde. Die Veranstaltung eines von Lehmann finanzierten Preisausschreibens für Familien mit nordischen Bilderahnentafeln<sup>43</sup>, die Unterstützung des *Bund Kinderland*<sup>44</sup> sowie die Verpflichtung sämtlicher Ärzte des Ringes, sich zur Mitarbeit in der *Gesellschaft für Blutgruppenforschung* zu melden, waren ebenfalls Teil des „Aufordnungs-Konzeptes“ des Nordischen Ringes.

Daneben arbeitete der NR am Ausbau der Organisationsstruktur und einer Verbesserung der internen Kommunikation. Mehrfach war beanstandet worden, dass eine geschlossene Zusammenarbeit der Ring-Angehörigen noch fehlte. Mit dem fortan regelmäßig erscheinenden Mitteilungsblatt wurde daher nicht nur die Absicht verfolgt, eine engere Verbindung unter den Mitgliedern zu gewährleisten, sondern auch ein einheitli-

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Offensichtlich sollten die Bilderahnentafeln auch für Vorträge des Ringes verwendet werden, da es notwendig sei, „dass zur Befestigung der Rassenlehre neben nordisch guten Erscheinungen auch nordisch gute Stämme bildmäßig nachgewiesen werden“; ebd.

<sup>44</sup> Der *Bund Kinderland*, der mit seinen Erziehungs- und Zuchtgedanken den Lebensbornheimen der SS vorausging, konnte sich in den folgenden Jahren der vollen Unterstützung des Nordischen Ringes sicher sein. Nicht nur Günther bekannte sich zum Bund, auch Repräsentanten des Ringes wie Konopath und Reuß zur Lippe gehörten dem Bund an, der so prominente Mitglieder wie Mathilde Ludendorff und Fritz Lenz vorweisen konnte. Siehe Holler, Kurt: *Nordischer Ring. Übersicht*. Sonderdruck aus der *Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 7 (1930:7).

ches Vorgehen gegenüber Gegnern der Bewegung zu ermöglichen. Entgegen der ursprünglichen Absicht wurde zudem die Erhebung eines obligatorischen jährlichen Beitrages von sechs Reichsmark beschlossen, um die laufenden Kosten des NR zu decken. Der Einteilung der Mitglieder in so genannte Landesringe folgte in den nächsten zwei bis drei Jahren die Gründung von verschiedenen Ortsgruppen, die als Veranstaltungsorte zur Verkündung des Nordischen Gedankens und zur weiteren Mitgliederwerbung dienten. Zu den prominenten Referenten aus Kreisen des Ringes zählten neben Günther, Darré und Schultze-Naumburg der renommierte Nordist Gustav Neckel<sup>45</sup> und Herman Wirth, späterer Mitbegründer des „Ahnenerbes“ der SS und seit 1925/26 NSDAP-Mitglied.<sup>46</sup>

Ein bedeutender organisatorischer Schritt war die Inbetriebnahme des „Nordischen Hauses“ in der Wiesenerstraße 27 in Berlin-Neutempelhof, das der NR zusammen mit dem *Ring der Nordungen* erwarb. Allein im Zeitraum vom 1. März bis zum 1. Juli 1930 fanden hier wöchentlich drei bis vier Veranstaltungen statt. Zu den regelmäßigen monatlichen Zusammenkünften kamen zwischen 100 und 160 Teilnehmer.<sup>47</sup> Damit kann der Nordische Ring zweifelsohne als wichtigste Schirmorganisation der Nordischen Bewegung bezeichnet werden. Dass sein Dasein bei weitem nicht so „glanzlos“ war, wie dies von Luthhöft behauptet wird<sup>48</sup>, zeigt auch die Sonnenwendfeier vom 21. Juni 1930, die der NR mit einigen führenden Vereinigungen der völkischen und nationalsozialistischen Bewegung in den Müggelbergen bei Berlin veranstaltete.<sup>49</sup> Zu nennen sind vor allem der *Kampfbund für deutsche Kultur*, der *Deutschbund*, der *Deutsche Hochschulring*, der *Orden der Nordungen*, der *Bund Ahnenerbe*, die *Deutsche Richard*

<sup>45</sup> Neckel publizierte auch in der *Sonne* und in anderen völkisch-nordischen Zeitschriften wie *Volk und Rasse*, *Nordische Welt* und *Nordische Stimmen*. Siehe von See, Klaus und Julia Zernack: *Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus*. Heidelberg 2004, 122 f.

<sup>46</sup> Zu Wirth vgl. Löw, Luitgard: „Im Auftrag Himmlers: Herman Wirths Expeditionen zu den Felsbildern Skandinaviens“. In: Emberland, Terje und Jorunn Sem Fure (Hgg.): *Drømmen om Germania. Fra nordensvermeri til SS-arkeologi*. Oslo [im Erscheinen]; Wiwjorra, Ingo: „Herman Wirth – Ein gescheiterter Ideologe zwischen ‚Ahnenerbe‘ und Atlantis“. In: Danckwört, Barbara, Thorsten Querg und Claudia Schöningh (Hgg.): *Historische Rassismusforschung. Ideologen, Täter, Opfer*. Hamburg 1995, 91–112.

<sup>47</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Bericht über die Arbeit des Nordischen Ringes 1929/30.

<sup>48</sup> Luthhöft 1971, wie Fußnote 18, 65.

<sup>49</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Bericht über die Arbeit des Nordischen Ringes 1929/30.

*Wagnergesellschaft* und die *Nordische Glaubensgemeinschaft*.<sup>50</sup> Es kamen allerdings noch eine Reihe weiterer Mitveranstalter hinzu, deren Herkunft in einzelnen Fällen nicht einwandfrei geklärt werden konnte. Im Anschluss an die Sonnenwendfeier, zu der nach Angaben des Ringes etwa 600–700 Teilnehmer erschienen, fand eine zweitägige „Nordische Tagung“ mit zahlreichen Studenten und Mitgliedern von Jugendbünden statt.<sup>51</sup>

Um auch in Zukunft eine „möglichst große Einheitlichkeit im Vorgehen“ gewährleisten zu können, wurde ein „Führerrat der Nordischen Bewegung“ ins Leben gerufen, dem neben den Führern befreundeter Bünde wie dem Schriftsteller und Maler Ludwig Fahrenkrog, Gründer der *Germanischen Glaubensgemeinschaft*, Günther, Schultze-Naumburg, Konopath, Reuß zur Lippe und Darré angehörten. In halbjährigen Zusammenkünften sollten hier die wichtigsten Anliegen der Bewegung besprochen werden.<sup>52</sup>

Eine Reihe von Angehörigen des Nordischen Ringes war Mitglied in der NSDAP oder kam hier erstmals mit der Partei in Berührung.<sup>53</sup> Insbesondere an Darré, seit 1931 Leiter des SS-Rasse- und Siedlungshauptamtes sowie seit 1933 Reichsbauernführer und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, verdeutlicht sich der Aufstieg prominenter Angehöriger des NR in höchste NSDAP-Kreise.

Für die ersten Jahre des Ringes finden sich keine offiziellen Aussagen zum Nationalsozialismus, deutlich wird die Nähe zur Partei vor allem ab 1930. Im Mitteilungsblatt vom September des gleichen Jahres werden die Mitglieder des Ringes dazu aufgerufen, sich mit der NSDAP – der stärksten völkischen Partei auf dem Boden der Nordischen Bewegung, wie es heißt – zu alliieren. Es sei durchaus denkbar, dass die NSDAP in absehbarer Zeit einige wichtige völkische Forderungen umsetzen könne und sich unter Umständen die Gelegenheit zur praktischen Betätigung ergebe. Man stehe even-

<sup>50</sup> Die jeweilige Schreibweise ist dem Bericht des Nordischen Ringes entlehnt.

<sup>51</sup> Wie aus einem Artikel der nationalsozialistischen Tageszeitung *Der Angriff* hervorgeht, fand die „Nordische Tagung“ nicht nur 1930, sondern jährlich statt. Zu den Veranstaltern gehörten unter anderen auch der *Alldeutsche Verband* und der *Bund für deutsche Weltanschauung*. Siehe: *Der Angriff*, 30. Juni 1931.

<sup>52</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Bericht über die Arbeit des Nordischen Ringes 1929/30.

<sup>53</sup> So z.B. Magda Quandt, spätere Goebbels, die durch den Nordischen Ring auf die NSDAP aufmerksam wurde. Siehe Jungbluth, Rüdiger: *Die Quandts. Ihr leiser Aufstieg zur mächtigsten Wirtschaftsdynastie Deutschlands*. Bergisch Gladbach 2004, 108.

tuell „vor der Möglichkeit und der Notwendigkeit eines Umbaus und Neuaufbaues des Staates auf nordischer Grundlage“, weshalb „die Nordische Bewegung und der ‚Nordische Ring‘ mit allen Kräften zur Verfügung stehen“ müssten. Explizit wird seitens Konopaths dazu aufgefordert, sich selbst ein Bild von der Persönlichkeit Hitlers zu machen. Hierzu empfiehlt er das Lesen von *Mein Kampf*, das ihn und Reuß zur Lippe dazu bewogen habe, der Partei beizutreten. Auch wenn einigen Mitgliedern die Aktivitäten der NSDAP fragwürdig erschienen, so gebe es keine andere politische Bewegung in Deutschland, „die mit Aussicht auf Macht aus den Grundgedanken unserer Ziele heraus zur praktischen Arbeit im Sinne der Nordischen Bewegung kommen könnte.“<sup>54</sup>

Aus dem Aufruf geht deutlich hervor, dass der Nordische Ring sich die Verwirklichung seiner Zukunftsvisionen durch das politische Programm der NSDAP erhoffte. Die Berufung Günthers zum Professor für Sozialanthropologie in Jena und Schultze-Naumburgs zum Direktor der Staatlichen Hochschule in Weimar schien die Nähe der Partei zur Nordischen Bewegung zu bestätigen. Das Gleiche galt für die folgenden Jahre, in denen weitere zentrale Mitglieder des Ringes in führende NSDAP-Positionen aufstiegen, in denen sie für die Umsetzung der Ziele der Nordischen Bewegung wirken konnten.<sup>55</sup> Wie sich zumindest aus dem Quellenmaterial schließen lässt, manifestierte sich die Bedeutung des NR insofern nicht an seiner tatsächlichen Mitgliederstärke, sondern an dem Einfluss seiner Anhänger.

### **Hans F. K. Günther und seine Netzwerke in Norwegen**

Leider finden sich bisher nur wenige Quellen, die einen persönlichen Kontakt der Geschäftsstelle des Nordischen Ringes zu seinen norwegischen Mitgliedern belegen. Zwar konnte der Ring mehrere bekannte norwegische Rassenforscher zur Mitarbeit gewinnen, tatsächlich scheint jedoch Hans F. K. Günther der Hauptanknüpfungspunkt

<sup>54</sup> GBT: PA-37 Bryn: Mitteilungsblatt 2 des Nordischen Ringes, September 1930.

<sup>55</sup> So z.B. Falk Ruttke, der ab 1931 zusammen mit Schultze-Naumburg Leiter des Ringes sowie später Mitglied im Sachverständigenausschuss für Bevölkerungs- und Rassenpolitik des Reichsinnenministeriums war und den offiziellen Kommentar zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses schrieb. Vgl. GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 3. Januar 1932; Klee 2005, wie Fußnote 40, 516.

gewesen zu sein, von dessen bereits vor Gründung des NR bestehenden Netzwerken in Skandinavien der Ring profitierte. Im Folgenden müssen daher die Beziehungen des Ringes nach Norwegen vor allem anhand der Verbindungen von Günther dargestellt werden, der als einer der prominentesten Angehörigen des Ringes gleichzeitig dessen wichtigster Repräsentant in Skandinavien war. Im Mittelpunkt steht die Zusammenarbeit zwischen Günther und Bryn, die nicht nur maßgeblich deren eigene Forschung beeinflusste, sondern auch ihr wissenschaftliches und politisches Umfeld mit prägte.

Im Unterschied zum Rassenforscher Bryn, der in Fachkreisen eine anerkannte Autorität war, handelte es sich bei Günther um einen Quereinsteiger, der keine wissenschaftlichen Qualifikationen auf diesem Gebiet vorzuweisen hatte. 1914 schloss er sein Studium der vergleichenden Sprachwissenschaften und Germanistik mit der Promotion ab und versuchte sich nebenher als Dichter. Sein 1920 veröffentlichter biologisch-nationalistischer Roman *Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke*<sup>56</sup> machte ihn erstmals einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Lehmann, der durch den Erfolg des Buches auf Günther aufmerksam geworden war, beauftragte ihn persönlich mit dem Verfassen einer *Rassenkunde des deutschen Volkes*. Das Erscheinen der Arbeit 1922 bedeutete für Günther den endgültigen Fachwechsel in die Rassenforschung, als einer deren bekanntesten Vertreter in Deutschland er sich in den folgenden Jahren etablieren konnte. Gleichzeitig gelang es ihm, dem Rassengedanken als „Nordischen Gedanken“ ausformuliert zu weitreichender Popularität zu verhelfen und sich selbst einen Namen als Chefideologe der Nordischen Bewegung zu machen.<sup>57</sup>

1923 heiratete Günther die Norwegerin Maggen Blom und ließ sich in deren Heimatstadt Skien in der Telemark nieder, bis er 1925 einer Einladung Herman Lundborgs, des Leiters des Staatlichen Rassenbiologischen Institutes (*Statens rasbiologiska institut*) in Uppsala, folgte, der ihn als gelegentlichen Mitarbeiter beschäftigte. 1927 zog Günther auf die Insel Lidingö in der Nähe von Stockholm, blieb aber mit dem Institut in Kontakt und arbeitete als freier Wissenschaftler. Aus finanziellen Gründen musste er jedoch zwei Jahre darauf nach Deutschland zurückkehren. 1930 wurde er hier auf Initiative des nationalsozialistischen Innenministers von Thüringen, Wilhelm Frick, symbolträchtig in die eigens für ihn geschaffene Stellung eines Professors für Sozialanthropologie an der Uni-

<sup>56</sup> Günther, Hans F. K.: *Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke*. München 1920.

<sup>57</sup> Vgl. Lutzhöft 1971, wie Fußnote 18, 28 ff.

versität Jena gehoben. Zur Antrittsvorlesung erschien Hitler, Göring hielt während des Festessens eine Rede vor der draußen versammelten Menge.<sup>58</sup>

Während seines Aufenthaltes in Skandinavien war es Günther gelungen, enge Beziehungen zum dortigen Rassenforschungsmilieu aufzubauen. Seit 1923 stand er in Kontakt mit Bryn, der für ihn anfänglich eine Art Mentor war. Je bedeutender Günthers Position innerhalb der völkischen Kreise in Deutschland wurde<sup>59</sup>, desto mehr nahm er jedoch die Rolle des Vermittlers von Kontakten und des Förderers der Brynschen Forschung ein. War zunächst er derjenige gewesen, der sich mit Bitten und Anfragen an Bryn gewandt hatte, so war es nach und nach immer mehr Günther, der seinem norwegischen Kollegen Ratschläge bezüglich Publikationsmöglichkeiten und Fachliteratur erteilte.<sup>60</sup>

Dabei hätte eigentlich zu erwarten sein müssen, dass Günther – trotz des Erfolges der *Rassenkunde* – von einer Zusammenarbeit weitaus mehr profitieren würde als Bryn. Zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens konnte dieser bereits auf eine über zehnjährige Publikationstätigkeit auf den Gebieten der Anthropologie und Vererbungsforschung zurückblicken und hatte sich einen Namen als bekanntester Anthropologe Norwegens gemacht.

Nach Abschluss seines Medizinstudiums 1889 in Kristiania war Bryn in seine Heimatstadt Trondheim zurückkehrt, wo er als Allgemeinmediziner und Militärarzt arbeitete. Darüber hinaus war er Abgeordneter im Trondheimer Stadtrat und Mitglied der liberalen Partei *Venstre* – wie im Übrigen auch der Rassenhygieniker Jon Alfred Mjøen sowie der Geograph und Geologe Andreas Martin Hansen. Letzterer war, basierend auf den Schädelvermessungen des norwegischen Korpsarztes C. O. E. Arbo, zu dem Ergebnis gekommen, dass die typischen *Venstre*-Wähler vermeintlich höherwertige

<sup>58</sup> Vgl. Rutkowski, Lothar Stengel von: „Hans F. K. Günther. Der Programmatischer des Nordischen Gedankens“. In: *Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP* 6 (1935:68), 937.

<sup>59</sup> Zu Günthers Bedeutung innerhalb der völkischen Kreise insbesondere in Mitteldeutschland siehe Schwandt, Peter: *Hans F. K. Günther. Porträt, Entwicklung und Wirken des rassistisch-nordischen Denkens*. Saarbrücken 2008.

<sup>60</sup> So z.B. GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 24. September 1926, wo er Bryn auffordert, Lehmann sowie die Anthropologen Egon Freiherr von Eickstedt und Theodor Mollison in München aufzusuchen.

„Langschädel“ seien, während die konservative Partei *Høyre* überwiegend von den niedriger stehenden „Kurzschädeln“ gewählt werde.<sup>61</sup> Bei Bryns politischer Favorisierung dürfte es sich also keineswegs um einen Zufall gehandelt haben. Hansens Vermessungen gehörten zu den wichtigsten Forschungsgrundlagen des „notorisch schädelvermessenden Trondheimer Arztes“<sup>62</sup>, der sich nicht weniger zum Ziel gesetzt hatte als *Die Somatologie der Norweger*<sup>63</sup>. Nachdem Bryn seit den 1890er Jahren neben seiner Tätigkeit als Militärarzt anthropologische Untersuchungen vorgenommen und 1917 seine erste größere Forschungsarbeit publiziert hatte, gab er zwischen 1917 und 1925 eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten heraus, die seinen Ruf als Anthropologe festigten. Ab 1924 arbeitete er ausschließlich als Wissenschaftler.

Bereits fünf Jahre zuvor hatte Bryn zusammen mit dem Anatomieprofessor Emil Kristian Schreiner die Arbeit an der *Somatologie* begonnen – ein Projekt, das insgesamt zehn Jahre in Anspruch nehmen sollte und zum Zerwürfnis zwischen den beiden bekanntesten Anthropologen Norwegens führte. Ziel war es, anhand der Massenuntersuchungen von Rekruten eine Übersicht über die „rassische“ Zusammensetzung der norwegischen Bevölkerung zu erstellen.<sup>64</sup> Trotz des Projektumfangs – insgesamt wurden vier Bücher herausgegeben – konnten Bryn und Schreiner sich jedoch nicht darüber einig werden, wie das gesammelte Material ausgewertet werden sollte. Auslöser war, dass Schreiner im Verlauf der Zusammenarbeit elementare methodische Fehler in Bryns Forschung entdeckte. Von Jon Kyllingstad ist außerdem die These aufgestellt worden, dass Bryns Engagement für den Nordischen Gedanken eine wichtige Ursache für den Bruch zwischen den beiden war.<sup>65</sup>

<sup>61</sup> Vgl. Skorgen, Torgeir: *Rasenes oppfinnelse. Rasetenkningens historie*. Oslo 2002, 181 ff.

<sup>62</sup> „notorisk skalleålende trondheimslege“ Skorgen, Torgeir: „Thor Heyerdahl og norsk raseforskning“. In: *Dagbladet*, 26. November 2005.

<sup>63</sup> So der Titel der gleichnamigen Forschungsarbeit von Halfdan Bryn und Kristian Emil Schreiner, erschienen 1929 in Oslo. Wie zuvor Hansens, so war auch Bryns Forschung deutlich von den Rekrutenuntersuchungen Otto Ammons inspiriert. Siehe hierzu Kyllingstad, Jon Røyne: *Kortskaller og langskaller. Fysisk antropologi i Norge og striden om det nordiske herremennesket*. Oslo 2004.

<sup>64</sup> Vgl. Kyllingstad, Jon Røyne: *Antropologia Norwegica. Fysisk-antropologisk forskning i Norge 1890–1933*. Hovedfagsoppgave im Fach Geschichte, Oslo 2001, 94 ff. u. 142 ff.

<sup>65</sup> Siehe Kyllingstad 2004, wie Fußnote 63, 12 f.

Als Günther kurz nach seinem Umzug nach Skien Kontakt mit Bryn aufnahm, hoffte er auf einen wissenschaftlichen Fürsprecher, der seine Reputation vergrößern und die Arbeit an der *Kleinen Rassenkunde Europas*<sup>66</sup>, mit der er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Norwegen beschäftigt war, fördern würde. Bryn wurde von Lehmann gebeten, wenn möglich die *Rassenkunde des deutschen Volkes* zu besprechen und ihr damit fachliche Autorität zu verleihen, und Günther fragte an, ob er ihm Bilder für seine Veröffentlichungen zur Verfügung stellen könne.<sup>67</sup> Beiden Bitten kam Bryn gerne nach, so dass in der Folgezeit ein intensiver kollegialer Austausch mit Günther entstand, innerhalb dessen Bryns Forschung sowohl Einfluss auf die *Kleine Rassenkunde Europas* als auch auf Günthers *Der Nordische Gedanke unter den Deutschen* nahm.<sup>68</sup> Bryn wurde auf diesem Weg noch vor Eintritt in den Nordischen Ring mit den zentralen Ideen der Nordischen Bewegung in Deutschland bekannt, als einer deren prominentesten Vertreter in Norwegen er sich in den folgenden Jahren etablierte. Günther wertete die Forschung Bryns als so bedeutend, dass er meinte, das Versäumnis, Bryns Untersuchungen in der *Rassenkunde* nicht berücksichtigt zu haben, in den späteren Auflagen nachholen zu müssen.<sup>69</sup> Zwar stand er während seiner Zeit in Norwegen auch in Verbindung mit Schreiner, sein Hauptkontakt blieb aber Bryn.

Die Ursache hierfür lag in erster Linie in der ideologischen Nähe der beiden zueinander. Gemeinsam war ihnen die nahezu kritiklose Vorliebe für die „Nordische Rasse“, die nur minimale Einschränkungen zuließ.<sup>70</sup> Einig waren sie sich auch darin, dass innerhalb Norwegens die am wenigsten verfälschten Exponenten der „Nordischen Rasse“ im Gudbrandsdal und in der Telemark zu finden seien. Entsprechend grotesk muten Günthers Beschreibungen der Bevölkerung in Skien an, wenn er Kinder aus dem

<sup>66</sup> Günther, Hans F. K.: *Kleine Rassenkunde Europas*. München 1925.

<sup>67</sup> GBT: PA-37 Bryn: Lehmann an Bryn, 5. Oktober 1923; Günther an Bryn, 20. Dezember 1923.

<sup>68</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach machte Bryn Günther auch auf für diesen relevante Persönlichkeiten des norwegischen öffentlichen Lebens aufmerksam. So wies er Günther auf Eivind Saxlund, Autor des bekannten antisemitischen Buches *Jøder og Gojim*, erschienen in Oslo 1910, hin. GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 5. Dezember 1925.

<sup>69</sup> GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 2. Dezember 1923.

<sup>70</sup> Siehe hierzu z. B. Bryn, Halfdan: *Menneskerasene og deres utviklingshistorie*. Oslo 1925, 194.

dortigen Arbeiterviertel als „spielende Halbgötter aus einer hellenischen Sage“<sup>71</sup> bezeichnet. Seine und Bryns Bewertung der „Nordischen Rasse“ weisen mitunter so weitreichende Parallelen auf, dass sich lediglich die Frage stellt, wer bei wem abgeschrieben hat. In Konsequenz auf die vermeintlich drohende Entartung der „Nordischen Rasse“ waren beide Anhänger der Rassenhygiene mit dem Ziel der „Aufnordung“ oder „Wiedervernordung“<sup>72</sup>, wie sie später auch vom Nordischen Ring propagiert wurde. Auch privat entwickelten die beiden freundschaftliche Beziehungen.<sup>73</sup> Über mehrere Jahre hinweg besuchten sie sich gegenseitig während ihrer Sommerurlaube am Oslofjord.

Als Gegenleistung für Bryns Unterstützung bemühte Günther sich von Anfang an, diesen näher an das Rassenforschungsmilieu in Deutschland zu binden und seiner Forschung dort zu größerer Bekanntheit zu verhelfen. Nachdem er bereits 1924/25 Lehmann und den früheren Assistenten Eugen Fischers, Egon Freiherr von Eickstedt<sup>74</sup>, auf Bryn aufmerksam gemacht hatte, spielten ab 1926 die Netzwerke des Nordischen Ringes eine herausragende Rolle. Interessanterweise erfolgte die Aufforderung zum Eintritt in den NR jedoch nicht auf Veranlassung von Günther – wie seitens der norwegischen Forschung bisher angenommen –, sondern von Lehmann, der vermutlich hoffte, Bryn über den Ring näher an seinen Verlag binden zu können.<sup>75</sup>

Bis 1926 war keine einzige Untersuchung Bryns in Deutschland herausgegeben worden. Erst mit seinem Eintritt in den Nordischen Ring schien er über die hierfür notwendigen Verbindungen zu verfügen. In den folgenden Jahren publizierte er in einer Reihe von deutschsprachigen Zeitschriften wie dem *Archiv für Rassenbilder*, dem *Anthropologischen Anzeiger*, den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft* in

<sup>71</sup> Zitiert nach Luthhöft 1971, wie Fußnote 18, 196.

<sup>72</sup> Günther 1925, wie Fußnote 66, 199 ff.

<sup>73</sup> Dies spiegeln auch die Briefe von Maggen Günther an Bryn wieder. Siehe GBT: PA-37 Bryn.

<sup>74</sup> 1929 wurde von Eickstedt Dozent, 1933 Professor für Anthropologie an der Universität Breslau. In einem Brief vom 24. September 1929 an Bryn berichtet er, dass er in der anthropologischen „Ahnengalerie“ der Universität ein signiertes Bild von Bryn aufgehängt habe, um auf die Wichtigkeit von Bryns Forschung aufmerksam zu machen. GBT: PA-37 Bryn: Eickstedt an Bryn, 24. September 1929.

<sup>75</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Nordischer Ring an Bryn, 22. Dezember 1926. Wann genau Bryn in den Ring eintrat, ist nicht ganz sicher. Vermutlich aber Anfang 1927.

Wien sowie in *Volk und Rasse*, die von Anhängern der Nordischen Bewegung aus dem Umfeld des NR herausgegeben wurden. Bryns größter Erfolg war 1929 die Veröffentlichung von *Der Nordische Mensch*<sup>76</sup> in Lehmanns Verlag, durch die er einem breiteren Publikum in Deutschland bekannt wurde.<sup>77</sup> Günther hatte Lehmann nicht nur zur Herausgabe geraten, sondern stellte auch den Kontakt zum Rassenbiologen Bruno Kurt Schultz her, der für die sprachliche Überarbeitung verantwortlich war.<sup>78</sup> Schultz, sowohl Redakteur für *Volk und Rasse* als auch für den *Anthropologischen Anzeiger*, trat 1932 der SS bei, gehörte später dem Sachverständigenbeirat für Bevölkerungs- und Rassenpolitik des Reichsinnenministeriums an und war ab 1942 Chef des Rassenamtes im SS-Rasse- und Siedlungshauptamt. Laut Kyllingstad war er Gleichgesinnter und Freund Bryns.<sup>79</sup>

Ursprünglich hatte *Der Nordische Mensch* unter dem Titel *Kleine Rassenkunde Norwegens* erscheinen sollen, um eine größere Nähe zu Günthers Werken zu schaffen. Mit seiner These, dass sich die nordische Rasse in vielen Gebieten Norwegens und Schwedens noch fast rein vorfinde,<sup>80</sup> stützte Bryn einen der Grundgedanken der Nordischen Bewegung und verlieh ihm wissenschaftliche Autorität. Zudem wurde seine eigene Reputation dadurch verstärkt, dass er seit Mitte der zwanziger Jahre einer Reihe anerkannter Forschungsinstitutionen wie der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Christiania (*Videnskabselskabet i Christiania*), der *Deutschen Gesellschaft für physische Anthropologie*, der *Anthropologischen Gesellschaft* in Wien und der *Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung* angehörte.<sup>81</sup> Während in Norwegen führende Anthropologen wie Schreiner den Nordischen Gedanken als unwissenschaftlich ablehnten, stieg Bryns Ansehen in Deutschland gegen Ende der Weimarer Republik beträchtlich.<sup>82</sup> Der Nordische Ring maß seiner Mitgliedschaft so viel Bedeutung bei, dass Bryns Tod 1933 die Befürchtung hervorrief, die wissenschaftliche Arbeit in Norwegen

<sup>76</sup> Bryn, Halfdan: *Der nordische Mensch. Die Merkmale der nordischen Rasse mit besonderer Berücksichtigung der rassischen Verhältnisse Norwegens*. München 1929.

<sup>77</sup> So zumindest GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 24. Oktober 1929.

<sup>78</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn. Günther an Bryn, 25. Juni 1928 u. 17. Juli 1928.

<sup>79</sup> Siehe Kyllingstad 2004, wie Fußnote 63, 171.

<sup>80</sup> Bryn 1929, wie Fußnote 76, 9.

<sup>81</sup> Siehe „Halfdan Bryn“. In: *Studentene fra 1882. Fest- og minneskrift til 50-årsjubileet 1932*. Oslo 1932.

<sup>82</sup> Vgl. Kyllingstad 2001, wie Fußnote 64, 179 f.

für die Nordische Bewegung könne verloren gehen, zumal Bryn sich bereit erklärt hatte, eine norwegische Schwestergesellschaft des Ringes zu schaffen.<sup>83</sup>

Den neuen Hoffnungsträger sah man in Vidkun Quisling, damaliger Verteidigungsminister und Mitbegründer der pro-nationalsozialistischen *Nordisk Folkereising*, eine Art Vorläuferin der *Nasjonal Samling*. In einem Brief an Quisling unmittelbar nach Bryns Tod heißt es, man dürfe versichert sein, „dass Sie und Ihre Freunde mit uns das Andenken eines Mannes wie Halfdan Bryn bewahren werden.“<sup>84</sup> Zwar ist nicht erwiesen, dass Quisling sich in der Folgezeit mit dem Nordischen Ring alliierte, Tatsache ist aber, dass man hier der Überzeugung war, in ihm einen weiteren prominenten Verfechter des Nordischen Gedankens in Norwegen gefunden zu haben. Das Interesse an Quisling geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf Günther zurück, der diesen bereits eineinhalb Jahre zuvor kennengelernt hatte.<sup>85</sup>

Neben Quisling empfahl er unter anderem den Offizierskreis um *Nordisk Folkereising* und den „Naziführer Egeberg“ für eine Zusammenarbeit zur Etablierung des Nordischen Gedankens in Norwegen. Egeberg, der nicht nur Mitglied in *Norges Nasjonal-socialistiske Arbeiderparti* war, sondern auch zeitweise in der SS verkehrte,<sup>86</sup> hielt sich Anfang der dreißiger Jahre im Braunen Haus in München auf, und Günther schlug Bryn vor, diesen dort direkt zu kontaktieren.<sup>87</sup> Parallel zu den Initiativen des Nordischen Ringes, die Umsetzung der eigenen Ziele in Deutschland über die NSDAP zu erlangen, war man also bemüht, sich mit den verschiedenen pro-nationalsozialistischen Initiativen in Norwegen zu alliieren. Das Leitmotiv hierbei war die Hoffnung, Bündnispartner für die Nordische Bewegung gerade auch im Norden zu gewinnen und langfristig die Durchsetzung des Nordischen Gedankens in allen Ländern mit vorwiegend „nordischem Rasseneinschlag“ zu erreichen.

<sup>83</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: undatierte Abschrift eines Briefes von Bryn an den Nordischen Ring. Leider konnte bisher nicht nachgewiesen werden, ob es tatsächlich zur Gründung einer solchen Zweigstelle in Norwegen kam.

<sup>84</sup> NB Oslo: Ms.fol. 4096 X4: Nordischer Ring an Quisling, 11. März 1933.

<sup>85</sup> Siehe u.a. GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 16. Januar 1932; vgl. auch Dahl, Hans Fredrik: *Vidkun Quisling. En fører blir til*. Oslo 1991, 156 f.

<sup>86</sup> Siehe RA Oslo: L-sak 528/47 Adolf Egeberg Junior.

<sup>87</sup> GBT: PA-37 Bryn: Günther an Bryn, 16. Januar 1932.

Mit dem Rassenhygieniker Jon Alfred Mjøen (1860–1939) und dem Ethnologen Christian Leden (1882–1957) vermochte der Nordische Ring zwei weitere bekannte Norweger zur Mitarbeit zu gewinnen. Beiden gelang es allerdings nicht, in ihrem Heimatland volle wissenschaftliche Anerkennung zu erlangen, wozu der enge Kontakt mit Deutschland in erheblichem Maße beitrug.<sup>88</sup> Insbesondere Mjøen, der bekannteste norwegische Fürsprecher der rassenhygienischen Bewegung, blieb sein Leben lang umstritten. Der Antagonismus zwischen ihm und Schreiner machte es Bryn jahrelang unmöglich, offiziell mit Mjøen zusammen zu arbeiten. Umso erleichterter war daher Günther, als Bryn nach dem Bruch mit Schreiner endlich Mjøen offen forcierte.<sup>89</sup>

Bereits 1906 hatte Mjøen sein rassenbiologisches Laboratorium in Vinderen bei Oslo gegründet, durch das er zum profiliertesten und kontroversesten Verfechter der Eugenik in Norwegen aufstieg.<sup>90</sup> Seit seinem Studium der Pharmakologie und Chemie in Leipzig verfügte er über weitreichende Netzwerke in Rassenforschungsmilieus in Deutschland. Zu seinen Förderern gehörten Lenz, Ploetz und dessen Schwager Ernst Rüdin, ebenfalls Mitbegründer der *Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene*, zu seinen engsten Freunden der Rassenphysiologe Otto Reche<sup>91</sup>, der neben zahlreichen Funktionen den Vorsitz der *Wiener Gesellschaft für Rassenpflege* innehatte und Hauptschriftleiter von *Volk und Rasse* war.<sup>92</sup> Mit dem Nordischen Ring trat Mjøen aller Wahrscheinlichkeit nach über Günther in Verbindung, mit dem er seit den frühen zwanziger Jahren engen Kontakt pflegte.<sup>93</sup> In seiner Zeitschrift *Den Nordiske Race*, in der auch international bekannte Rassenforscher wie Madison Grant publizierten, betrieb er Werbung für den Nordischen Gedanken und den NR. Sowohl er als auch Le-

<sup>88</sup> Im Fall Mjøens war zudem sein 1914 in Oslo erschienenes Buch *Racehygiene* eine der entscheidenden Ursachen.

<sup>89</sup> Siehe GBT: PA-37 Bryn: Mjøen an Bryn, 23. Oktober 1920; sowie Günther an Bryn, 1. Januar 1929.

<sup>90</sup> Zu Mjøens Arbeiten vgl. auch Pedersen, Helge: *”Gud har skapat svarta och vita människor, djäfvulen derimot halfnegeren”*. *En komparativ analyse av Jon Alfred Mjøen og Herman Lundborgs rasehygieniske ideer i Norge og Sverige. Ca. 1900–1935*. Hovedfagsoppgave im Fach Geschichte, Oslo 2003.

<sup>91</sup> Zu Reche vgl. u.a. Geisenhainer, Katja: *„Rasse ist Schicksal“*. *Otto Reche. Ein Leben als Anthropologe und Völkerkundler*. Leipzig 2002.

<sup>92</sup> Vgl. u.a. Luthhöft 1971, wie Fußnote 18, 326 f.

<sup>93</sup> Siehe Skorgen 2002, wie Fußnote 61.

den waren zudem als Referenten für den Ring aktiv.<sup>94</sup> Als wie bedeutend man nach 1933 Mjøens Engagement für den „Rassengedanken“ sowie seine Verdienste für den „Führer (...) und den Nationalsozialismus“<sup>95</sup> ansah, geht daraus hervor, dass 1936 anregt wurde, Mjøen zum Professor an der Universität Jena zu ernennen.<sup>96</sup> Im darauf folgenden Jahr wurde er zusammen mit seiner deutschstämmigen Frau Cläire, ihrerseits Mitarbeiterin beim *Völkischen Beobachter*, zum Reichsparteitag eingeladen.<sup>97</sup>

Leden, der in Deutschland Anthropologie, vergleichende Musikwissenschaft und Ethnologie studiert hatte,<sup>98</sup> kam vermutlich erst um 1930 mit dem Nordischen Ring in Berührung – zumindest taucht er in dessen Unterlagen vorher nicht auf. Wie auch Mjøen engagierte er sich für den Nordischen Gedanken über die Auflösung des NR hinaus und verfügte über enge Verbindungen zu sowohl deutschen als auch norwegischen nationalsozialistischen Organisationen. So stand er in Kontakt mit dem „Ahnenerbe der SS“ sowie Wirth, den er wahrscheinlich im Umfeld des Ringes kennen gelernt hatte, und gehörte nach 1940 der Auslandsorganisation der *Nasjonal Samling* in Deutschland (*Nasjonal Samlings Utenriksorganisasjon i Tyskland*) an.<sup>99</sup> Darüber hinaus ist seine Verbindung zu Hauer zu nennen, der ihn noch 1935 aufforderte, eine norwegische Abteilung der Deutschen Glaubensbewegung zu gründen.<sup>100</sup> Die ideologische Nähe zur geistigen Zielsetzung des NR zeigte sich auch darin, dass Leden ganz im Sinne Darrés und Günthers wiederholte Male betonte, von „nordrassigen norwegi-

<sup>94</sup> Siehe u.a. GBT: PA-37 Bryn: Bericht über die Arbeit des Nordischen Ringes 1929/30.

<sup>95</sup> PAAA: R 60598: Schreiben Prof. Dr. Astel an Reichsstatthalter Gauleiter Sauckel, 2. Dezember 1936.

<sup>96</sup> Siehe ebd.; sowie PAAA: R 60598: Schreiben im Auftrag des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Göring, 31. Dezember 1926; Schreiben des Reichs- und Preußischen Innenministeriums, 29. Januar 1937. Der Plan konnte letztlich nicht durchgesetzt werden, da u.a. Zweifel an Mjøens „rassischer Reinheit“ bestanden und seine wissenschaftliche Arbeit in Norwegen zu sehr umstritten war. PAAA: R 60598: Schreiben des Gesandten in Oslo, Heinrich Sahn, 12. Februar 1937.

<sup>97</sup> Siehe PAAA: R 98693: Schreiben Sahms, 9. Juli 1937.

<sup>98</sup> Vgl. hierzu den allerdings sehr unkritischen Artikel von Hauser, Michael: „Christian Leden. Betydelig og eventyrlig norsk ethnolog“. In: *Grønland* 51 (2003:2) 61 ff.

<sup>99</sup> Siehe RA Oslo: PA-777 NSUO; sowie BA Berlin: BDC, RK/B 112 Christian Leden. Wie aus den Unterlagen zudem hervorgeht, war Leden ebenfalls Mitarbeiter beim *Völkischen Beobachter*.

<sup>100</sup> BA Koblenz: N 1131: Hauer an Leden, 27. September 1935.

schen Freibauern“<sup>101</sup> abzustammen, und eigenständig Rassenforschung unter „norwegischen Odalsbauern“<sup>102</sup> betrieb. Zumindest für 1935 ist auch seine Teilnahme an dem von Darré veranstalteten „Reichsbauerntag“ in Goslar belegt. Günther bezeichnete ihn als „unbedingt völkische Kraft“ und bemühte sich, Leden einen festen Lehrauftrag an der Berliner Universität zu verschaffen.<sup>103</sup>

Dass entsprechend der anfänglichen Haltung des Ringes weder Leden noch Mjøen sonderlich zwischen Nordischer Bewegung und Nationalsozialismus unterschieden, zeigt die Fortsetzung ihrer Arbeit unter Regie der Nordischen Gesellschaft.

### Die Gleichschaltung des Nordischen Ringes

Bis 1933 konnte der Nordische Ring den alleinigen Anspruch vertreten, Schirmorganisation der Nordischen Bewegung und Hauptrepräsentant des Nordischen Gedankens zu sein. Mit der Gleichschaltung der Nordischen Gesellschaft wurde eine parteieigene Einrichtung der NSDAP geschaffen, die in ihrer ideologischen Grundausrichtung die gleichen Ziele wie der Ring zu verfolgen schien. Zunächst war man seitens des NR offensichtlich nicht der Auffassung, dass es sich hierbei um eine konkurrierende Organisation handle, die die bisher unangefochtene Stellung des Ringes ernsthaft gefährden könnte, zumal – wie Luthhöft argumentiert – der NG „der Makel illegitimer Herkunft angehaftet haben dürfte.“<sup>104</sup> 1921 zur „Förderung und Vertiefung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Norden und Deutschland gegründet“<sup>105</sup>, war sie in erster Linie eine kommunale Vereinigung, die mit Unterstützung von Lübecker Handels- und Industrieunternehmen Ausstellungen, Vorträge und Tagungen organisierte. Eine gewisse „Germanentümelei“ tauchte zwar gelegentlich auf, spielte aber eine geringe Rolle und lässt sich nicht mit der Programmatik der Nordgesinnten vergleichen.<sup>106</sup>

<sup>101</sup> Wie z.B. in BA Berlin: BDC, RK/B 112 Leden: Brief an den Vorstand des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller, 30. Mai 1934.

<sup>102</sup> BA Berlin: BDC, RK/B 112 Leden: Lebenslauf.

<sup>103</sup> BA Berlin: NS 8 Reichskanzlei Rosenberg: Günther an von Trotha, 5. Februar 1934.

<sup>104</sup> Luthhöft 1971, wie Fußnote 18, 65.

<sup>105</sup> Archiv der Hansestadt Lübeck: 283 Nordische Gesellschaft 1921–1925: Schreiben des Geschäftsführers der NG [undatiert].

<sup>106</sup> Vgl. Looock, Hans-Dietrich: *Quisling, Rosenberg und Terboven. Zur Vorgeschichte und Geschichte der nationalsozialistischen Revolution in Norwegen*. Stuttgart 1970, 165 f.

Erst durch die Gleichschaltung unter ihrem neuen Schirmherrn Alfred Rosenberg<sup>107</sup> änderte sich diese weitgehend harmlose Zielsetzung grundlegend. In einem Schreiben des Leiters der Abteilung Norden im Außenpolitischen Amt der NSDAP (APA), Thilo von Trotha, an Günther heißt es, nun könne man mit der NG machen, was man wolle und habe es in der Hand, „in ihr ein getarnt (!) politisches Seitenstück zur SS zu schaffen, das mühelos den nordischen Gedanken in andere Länder verpflanzen kann.“<sup>108</sup> Von Trotha, als Schüler Günthers und ehemaliger Mitarbeiter Darrés der Nordischen Bewegung verpflichtet, sah nun die Chance gekommen, mit der NG als Instrument dem Nordischen Gedanken zum endgültigen Durchbruch zu verhelfen. Die Gleichschaltung sei ausschließlich erfolgt, um unter dem Deckmantel der kulturellen und wirtschaftlichen Arbeit außenpolitische und rassistische Ziele – also „Aufordnung“ – anzustreben.<sup>109</sup> Dass die Deutungshoheit für den Nordischen Gedanken nach wie vor beim Nordischen Ring zu liegen schien, zeigt die Tatsache, dass mit Ruttke<sup>110</sup> und Darré zwei führende Persönlichkeiten des NR in den Großen Rat der Nordischen Gesellschaft eintraten. Durch ihre Stellungen innerhalb der NSDAP sollten sie eine Symbiose zwischen allen drei Institutionen schaffen.

Von Anfang an bestand also die Hoffnung, es könne zwischen dem Nordischen Ring und der NG eine gewisse Zusammenarbeit geben. Gleichzeitig legte man seitens der für die Gleichschaltung zuständigen NSDAP-Stellen Wert darauf deutlich zu machen, dass die Nordische Gesellschaft die Führung übernehmen müsse, da auf „nordischem Gebiet“ zu viele verschiedene Strömungen vorhanden seien.<sup>111</sup> Dass dies keinesfalls dem Selbstverständnis des Ringes entsprach, der den Anspruch erhob, selbst die vereinende Instanz der Nordischen Bewegung zu sein, liegt auf der Hand. Zwar hatte Gün-

<sup>107</sup> Zu Rosenberg vgl. Piper, Ernst: *Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe*. 2. Ausgabe. München 2007.

<sup>108</sup> BA Berlin: NS 8/221 Reichskanzlei Rosenberg: von Trotha an Günther, 9. Juni 1933.

<sup>109</sup> BA Berlin: NS 8/221 Reichskanzlei Rosenberg: von Trotha an Darré, 16. Juni 1933.

<sup>110</sup> Es ist davon auszugehen, dass der NR seinerseits mit Ruttke ein weiteres prominentes NSDAP-Mitglied in die Geschäftsstelle berief, um eine reibungslose Zusammenarbeit mit der Partei gewährleisten zu können. Konopath war am 30. Juni 1932 von der NSDAP verwarnt worden und durfte für die Dauer von zwei Jahren weder ein Parteiamt ausüben noch öffentlich für die Partei auftreten. BA Berlin: BDC. PK/169 Hanno Konopath.

<sup>111</sup> BA Berlin: NS 8/221 Reichskanzlei Rosenberg. Bericht über Besprechung wegen der Gleichschaltung der NG am 31. Mai 1933.

ther ursprünglich davon gesprochen, dass, wenn die Nordische Bewegung zur Erreichung ihrer Ziele „Weggenossenschaft“<sup>112</sup> finde, dies um so besser sei, bei der Zusammenlegung von Nordischer Gesellschaft und Nordischem Ring 1935/36 konnte davon jedoch nicht die Rede sein. Allen Beteiligten muss klar gewesen sein, dass es sich hierbei um eine weitere nationalsozialistische Gleichschaltung handelte – diesmal auf Kosten des Ringes.<sup>113</sup> Dennoch, so Lutzhöft, konnte Günther letztendlich froh sein, dass der NR mit der Übernahme durch die NG an eine Organisation fiel, die den Nordischen Gedanken tatsächlich ernst nahm.<sup>114</sup>

Durch die Gleichschaltung des Ringes trat die Nordische Gesellschaft offiziell die Nachfolge als Repräsentantin der Nordischen Bewegung an. Mit der vom NR seit 1934 herausgegebenen Zeitschrift *Rasse*, zu deren ständigen Mitarbeitern auch Herman Lundborg und Mjøen gehörten, stand der NG das wichtigste Organ der Nordischen Bewegung zur Verfügung.<sup>115</sup> Daneben gab sie die Zeitschrift *Norden* heraus, für die sie neben Mjøen und Leden eine Reihe bekannter Norweger wie Marie Hamsun, Olav Duun, Barbra Ring sowie Victor Mogens als Autoren gewinnen konnte.<sup>116</sup> Beide waren zudem, wie auch Hans S. Jacobsen, im Auftrag der Nordischen Gesellschaft auf Vortragsreisen unterwegs, um Propaganda für den Nordischen Gedanken und den Nationalsozialismus zu betreiben. Wie zuvor der Nordische Ring, versprach sich auch die NG die Durchsetzung des Nordischen Gedankens in Norwegen vor allem durch eine Allianz mit Quisling und der *Nasjonal Samling*. Von Trotha, der auch Privatsekretär Rosenbergs war, hatte bereits 1931 Kontakt mit Quisling aufgenommen, den er „im Interesse der gemeinsamen Nordischen Sache“ bat, der NSDAP „auf indirektem Wege Verbindung mit den gleichgesinnten Kreisen in Norwegen zu verschaffen“.<sup>117</sup> Seine Bemühungen zwei Jahre später, den Leh-

<sup>112</sup> Günther 1925, wie Fußnote 19, 128.

<sup>113</sup> Vgl. BA Berlin: NS 8/221 Reichskanzlei Rosenberg: Ruttke an von Trotha u. Vereinbarung zwischen dem Nordischen Ring und der Nordischen Gesellschaft, 18. Oktober 1935.

<sup>114</sup> Siehe Lutzhöft 1971, wie Fußnote 18, 66.

<sup>115</sup> Zwar verkündete der NR 1930, die Zeitschrift der Nordischen Bewegung sei die seit 1924 herausgegebene *Sonne*, diese war jedoch nicht explizit das Organ des Ringes. Siehe GBT: PA-37 Bryn: Bericht über die Arbeit des Nordischen Ringes 1929/30.

<sup>116</sup> Siehe *Der Nordische Aufseher* (*Der Norden* erschien im Jahrgang 1934 unter diesem Namen) 11 (1934:7); *Der Norden* 12 (1935:4), 12 (1935:8), 13 (1936:12), 14 (1937:12), 16 (1939:10), 16 (1939:12), 17 (1940:4), 18 (1941:2), 18 (1941:3), 19 (1942:1).

<sup>117</sup> NB Oslo: Ms.fol. 4096 X4: von Trotha an Quisling, 29. Dezember 1931.

mann-Verlag zur Herausgabe von Quislings *Russland og vi* zu bewegen, scheiterten allerdings. Das Buch wurde mit der Begründung abgelehnt, dass es vermutlich nicht die Anzahl Käufer finden würde, die für einen buchhändlerischen Erfolg notwendig sei.<sup>118</sup> 1933 wurde von Trotha außerdem von Günther darauf aufmerksam gemacht, dass Quisling wohl der „kommende Hitler“ in Norwegen sei und somit die Keime einer großnordischen Zusammenarbeit schon vorhanden seien.<sup>119</sup> Unter der Leitung Rosenbergs wurde die Förderung Quislings in den folgenden Jahren forciert. Seine Mitarbeiter von Trotha und Wilhelm Scheidt<sup>120</sup> reisten zwischen 1934 und 1938 mehrfach nach Norwegen, um Kontakte zur NS herzustellen. Vorläufiger Höhepunkt ihrer Arbeit war Quislings Besuch bei Hitler im Dezember 1939.<sup>121</sup> Parallel zu den Initiativen der Nordischen Gesellschaft und des APA standen die Bemühungen der SS, die Renegaten der *Nasjonal Samling* nach der Parteispaltung 1937 an sich zu binden. Ein Indiz hierfür ist insbesondere Himmlers Besprechung mit Johan Bernhard Hjort im gleichen Jahr nach dessen Rücktritt vom Vizevorsitz der NS und seine ablehnende Haltung gegenüber Quisling.<sup>122</sup> So

<sup>118</sup> Siehe NB Oslo: Ms.fol. 3996:4: Lehmann an von Trotha, 20. April 1933.

<sup>119</sup> BA Berlin: NS 8 Reichskanzlei Rosenberg: Günther an von Trotha, 28. Oktober 1933.

<sup>120</sup> Reichsamtsleiter Scheidt war ab 1939 von Trothas Nachfolger als Leiter der Abteilung Norden im APA und der wahrscheinlich wichtigste deutsche Kontakt Quislings.

<sup>121</sup> Vgl. u.a. Looock 1970, wie Fußnote 106, 186 ff. sowie 395 ff.

<sup>122</sup> Siehe Russisches Staatliches Militärarchiv (RGVA): Osobyj Archiv: Dienstkalender Himmlers für 1937. Dank an Matthew Kott für die Beschaffung dieser Information; siehe auch RA Oslo: L-sak 488 Jacobsen. Ursprünglich war Himmler auch an einer Verbindung zu Quisling interessiert. 1930/1932 hatte zunächst sein Mitarbeiter Max Pferdekämper Kontakt zum norwegischen Verteidigungsminister aufgenommen. Am 3. Januar 1933 wandte Himmler sich persönlich mit einem Schreiben an Quisling und kündigte seinen Besuch in Oslo an, um „eine dauerhafte Verbindung zwischen uns deutschen Nationalsozialisten und sinnesverwandten Menschen in Norwegen“ herzustellen. Aufgrund der „Machtergreifung“ wenige Wochen später kam es nicht mehr zu dem Besuch. Im Verlauf der dreißiger Jahre wurde Himmler offenbar davon überzeugt, von einer Zusammenarbeit mit der *Nasjonal Samling* abzusehen. Von Herman Harris Aall wird außerdem berichtet, Himmler habe im Sommer 1937 auf einer Veranstaltung der Nordischen Gesellschaft ihm gegenüber mitgeteilt, er sei durch die Informationen und Verbindungen, die er nach Norwegen habe, über Quisling und die NS hinreichend orientiert („tilstrekkelig orientert gjennom de opplysninger og forbindelser som han hadde til Norge“). So war Himmler kurz zuvor im Hause von Hjorts Schwager, Rüdiger von der Goltz, zu Besuch gewesen, wo die Besprechung mit Hjort stattgefunden hatte. Siehe RA Oslo: L-sak 4206 Olaf Willy Fermann. Siehe auch NB Oslo: Ms.fol. 4096 X4; Dahl 1991, wie Fußnote 85, 353 f.; Institut für Zeitgeschichte München: Nbg. Dok. PS 2205.

wird unter anderem von Herman Harris Aall, dem „Parteiphilosophen“ der NS, berichtet, der mit Himmler bekannte Geschäftsmann Olaf Willy Fermann<sup>123</sup> habe es bei Quislings Besuch in Berlin 1939 abgelehnt, Himmler diesen vorzustellen, „da er Himmlers völlig ablehnende Haltung gegenüber Quisling kannte.“<sup>124</sup>

Der Nordische Gedanke geriet damit zwischen die Mühlsteine. Sowohl SS als auch NG erhoben bezüglich seiner Umsetzung den Hoheitsanspruch. Rosenbergs Intervention bei Hitler im Sommer 1940 zugunsten Quislings und der *Nasjonal Samling* kann somit als der letzte große Erfolg im Rahmen seiner Norwegenpolitik gedeutet werden. Der Nordische Ring als ursprünglicher Repräsentant der Nordischen Bewegung war zu diesem Zeitpunkt längst endgültig ausgeschaltet.

<sup>123</sup> Fermann gehörte bereits seit 1928 zu den engsten norwegischen Kontaktpersonen Himmlers. Nach der Okkupation Norwegens übernahm er die Leitung der Auslandsorganisation der *Nasjonal Samling* sowie des so genannten Frontkämpferbüros (*Frontkjemperkontor*), das für die Betreuung der norwegischen SS-Freiwilligen zuständig war. 1941 begleitete er Himmler als SS-Fachführer im Persönlichen Stab Reichsführer SS nach Estland, Polen und in die Ukraine. Siehe RA Oslo: L-sak 4206 Fermann.

<sup>124</sup> „fordi han kjente Himmlers helt avvisende holdning overfor Quisling“ Ebd.; laut Aall setzte Fermann Quisling 1941 erneut darüber in Kenntnis, dass Himmler ihm und der *Nasjonal Samling* ablehnend gegenüberstehe. Diese Information habe einen solchen Eindruck bei Quisling hinterlassen, dass dieser erwogen habe, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen und Pfarrer in seiner Heimatstadt zu werden.



# The Scandinavian Value Nihilists

## The Crisis of Democracy in the 1930s and 1940s

*Johan Strang*

### **Summary**

In the 1930s and 40s many theories were raised about some kind of connection between relativistic or nihilistic moral theories and the rise of totalitarianism in Europe. In Scandinavia these allegations were directed at the adherents of the value nihilistic theory of Axel Hägerström.

This article explores the ways in which three democratically-minded followers of Hägerström (Ingemar Hedenius, Herbert Tingsten and Alf Ross) struggled to overcome these charges and to reconcile their democratic convictions with Hägerström's value nihilistic theory.

### **Zusammenfassung**

Während der dreißiger und vierziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts wurde vielfach ein Zusammenhang zwischen relativistischen oder nihilistischen moralischen Theorien auf der einen Seite und dem Aufstieg des Totalitarismus in Europa auf der anderen postuliert. In Skandinavien wurden entsprechende Vorwürfe gegenüber den Anhängern der wertenihilistischen Theorie Axel Hägerströms geäußert.

Der vorliegende Artikel untersucht, in welcher Weise drei demokratisch gesinnte Nachfolger Hägerströms – Ingemar Hedenius, Herbert Tingsten und Alf Ross – sich darum bemühten, solcherlei Beschuldigungen entgegenzutreten und ihre demokratische Überzeugung mit der wertenihilistischen Theorie Hägerströms in Einklang zu bringen.

---

*Johan Strang is a doctoral student in philosophy at the Centre for Nordic Studies, University of Helsinki (currently at the Stein Rokkan Centre for Social Studies, Bergen). Contact: [johan.strang@helsinki.fi](mailto:johan.strang@helsinki.fi)*

In 1941, as a critical reaction to the earthshaking events happening on the European continent, the Swedish philosopher Alf Ahlberg stated that “value nihilism is the spiritual background of National Socialism”.<sup>1</sup> Value nihilism was undermining the shared values necessary for both democracy and the peaceful coexistence of human beings. In the same way that the relativism of the ancient Sophists had evolved into a nihilism that eventually wrecked the democracy of Athens, modern relativism was about to ruin the very foundations of the contemporary democracies. “As long as value relativism was an academic affair, it appeared rather harmless. All changed when world history itself pursued its consequences. That is where we are now.”<sup>2</sup>

Ahlberg’s line of thought was not unique. It was part of a Swedish debate that, in turn, paralleled an international discussion during the 1930s and 40s in which “relativism” was equalled with nihilism and blamed for the rise of totalitarianism and politics of power. The Second World War provoked something of a renaissance for objectivist value theories among the philosophers of the Western world; it has for example been claimed that the famous relativist legal theorist Gustav Radbruch converted from positivism to natural law philosophy as a result of his experiences of Nazism.<sup>3</sup> On the other hand, there were also intellectuals who were making the opposite point, that the very idea of democracy implied a relativistic *Weltanschauung* while philosophical and political absolutism were connected. This argument was famously raised by Hans Kelsen in *Vom Wesen und Wert der Demokratie*,<sup>4</sup> and repeated in various forms by Kelsen himself,

<sup>1</sup> This, and all subsequent translations from the Scandinavian languages, are mine. “... den allmänna värdenihilism, som är den andliga bakgrunden till nationalsocialismen.” Ahlberg, Alf: “Maktfilosofi och värdenihilism”. In: Idem et al. (eds.): *Varför det svenska folket reagerar*. Stockholm 1941, 24.

<sup>2</sup> “Så länge värderelativismen bara var en akademisk angelägenhet kunde den förefalla tämligen harmlös. Annorlunda blev det, när världshistorien själv drog ut konsekvenserna. Där befinner vi oss nu.” Ibid., 14f.

<sup>3</sup> The alleged conversion of Radbruch has repeatedly been discussed by legal historians. A fairly recent contribution is Mertens, Thomas: “Nazism, Legal Positivism and Radbruch’s thesis on Statutory Injustice.” In: *Law and Critique* 14 (2003:3), 277–295.

<sup>4</sup> Kelsen, Hans: *Vom Wesen und Wert der Demokratie*. Aalen 1981 [1929], 98–104.

as well as by other prominent relativists, such as Bertrand Russell and the logical empiricists, in the years following the Second World War.<sup>5</sup>

The discussion on the nature of the connection between democracy and relativism took different forms in different contexts, but there are reasons that make Scandinavia a particularly interesting case. The political context in Scandinavia in the 1930s differed from both the European continent and the Anglo-Saxon world. Even if liberalism arguably failed to maintain its dominance, fascist movements remained rather insignificant, while Social Democracy emerged as the dominant political force. This did not mean that the Nordic countries were exempt from the culturally nationalistic rhetoric that reigned on the continent. Contrary, in the Nordic countries the national and *völkisch* symbols were not the sole property of the right wing or the Conservatives, but the subjects of rhetorical struggles between different political movements aiming at representing the nation, its people (*folk*) and heritage. The Social Democrats abandoned class-based rhetoric in favour of the politics of *folkhemmet*,<sup>6</sup> and the Swedish liberals changed their name to *Folkpartiet* in 1934. However, as pointed out by Niels Kayser Nielsen, the Nordic *Sonderweg* was that “democracy” was conceived of as an intrinsic part of this Nordic cultural heritage, which made fascist or anti-democratic propaganda on culturally nationalistic basis very difficult in Scandinavia.<sup>7</sup> Democracy was “rooted in the very soul of the people”, firmly anchored in the historical figure of the free Nordic peasant.<sup>8</sup> In Scandinavia therefore, the discussion on the political implications of relativism was taking place in a context in which democracy was considered to be an integral part of the national culture, while totalitarianism was regarded as intrinsically “foreign”.

<sup>5</sup> Kelsen, Hans: “Absolutism and Relativism in Philosophy”. In: *The American Political Science Review* 42 (1948:5), 906–914; Russell, Bertrand: *Philosophy and Politics*. London 1947; Frank, Philipp: *Relativity – A Richer Truth*. London 1951.

<sup>6</sup> Götz, Norbert: *Ungleiche Geschwister – die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim*. Baden-Baden 2001.

<sup>7</sup> Kayser Nielsen, Niels: ”Demokrati og kulturel nationalisme i Norden i mellemkrigstiden – en realpolitisk højredrejning”. In: *Historisk tidskrift* 124 (2004:4), 581–603.

<sup>8</sup> Trägårdh, Lars: ”Sweden and the EU – Welfare state nationalism and the spectre of ‘Europe’”. In: Hansen, Lene and Ole Wæver (eds.): *European integration and national identity – The challenge of the Nordic States*. London 2002, 130–181, here 139. See also: Sørensen, Øystein and Bo Stråth (eds.): *The Cultural Construction of Norden*. Oslo 1997.

Scandinavia can also be seen as exceptional in light of the comparatively loud presence of moral relativism (or non-cognitivism) in the intellectual debate of the 1930s and 40s. The primary target of Ahlberg's charges was not Kelsen, Russell nor the logical empiricists, but the adherents of Axel Hägerström, the founder of the so called Uppsala School in philosophy. Hägerström was famous for his value theory according to which moral judgments are cognitively meaningless; they cannot be true or false as they always involve a feeling. While Hägerström himself, as well as some of his ardent disciples, seemed to believe that his value theory would lead to a more forgiving and humane moral attitude, which would "rise as a Phoenix bird from the ashes",<sup>9</sup> the critics coined the pejorative label "value nihilism" (*värdenihilism*) and argued that the theory was responsible for the collapse of European culture and even for the rise of totalitarian and antidemocratic ideas.<sup>10</sup> The accusations were particularly numerous after Hägerström's death in 1939 and the posthumous publication of a collection of Hägerström's moral philosophical essays, *Socialfilosofiska uppsatser*. In newspaper articles and reviews entitled "Prof Hägerström och världskrisen" or even "Hitler och Hägerström" it was suggested that the value nihilistic theory had left people in a spiritual void which was now exploited by destructive forces armed with military power.<sup>11</sup> The situation called for a response from the democratically-minded followers of Hägerström, and on these pages I will discuss how a group of younger Scandinavian intellectuals confronted the problem of value nihilism and democracy in the 1930s and 40s.<sup>12</sup> The philosopher Ingemar Hedenius (1908–1982), the political

<sup>9</sup> "... att den, en fågel Fenix, skall födas på nytt ur det gamlas aska med friare och fjärrsyntare blick." Hägerström, Axel: "Om moraliska föreställningars sanning". In: Idem: *Socialfilosofiska uppsatser*. Stockholm 1939 [1911], 35–65, here: 62.

<sup>10</sup> According to the received view, it was the philosopher John Landquist who launched the term 'value nihilism' (*värdenihilism*) in 1931. Cf. Marc-Wogau, Konrad: *Studier till Axel Hägerströms filosofi*. Stockholm 1968, 202.

<sup>11</sup> Källström, Harald: "Prof Hägerström och världskrisen". In: *Göteborgs Morgonpost*, 27<sup>th</sup> January 1940; Lönnqvist, C: "Hitler och Hägerström." In: *Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning*, 3<sup>rd</sup> July 1940.

<sup>12</sup> In this article, I will focus on the problems caused by value nihilistic theory. I will not go into the related, but separate, discussion of the political consequences of Scandinavian Legal Realism. Cf. Bjarup, Jes: "The Philosophy of Scandinavian Legal Realism". In: *Ratio Juris* 18 (2005:1), 1–15; Blandhol, Sverre: *Juridisk ideologi – Alf Ross' kritikk av naturretten*. København 1999; Strang, Johan: "Two Generations of Scandinavian Legal Realists". In: *Retfærd* 32 (2009:1).

scientist Herbert Tingsten (1896–1973), and the philosopher of law Alf Ross (1899–1979), shared a value nihilistic starting point and were recognised as vehement opponents of totalitarianism in the years surrounding the Second World War. While Hedenius established himself as the leading moral philosopher in Sweden, both within the academia as Professor of Practical Philosophy at the University of Uppsala (1947–73) and in the public debate as an active participant in the discussions on religious and moral issues,<sup>13</sup> Tingsten and Ross have been depicted as the most influential theoreticians of democracy in the Nordic countries of the past century.<sup>14</sup> Tingsten, professor in political science in Stockholm (1935–46) and editor in chief of the leading liberal newspaper *Dagens Nyheter* (1946–60), wrote a number of significant expositions of democracy, most notably *Demokratiens seger och kris* (1933) and *Demokratiens problem* (1945). Ross, professor in jurisprudence in Copenhagen (1938–69), was one of the main participants in the great Danish democracy debate in the years following the German occupation, mainly through his influential *Hvorfor Demokrati?*<sup>15</sup>

Hedenius, Tingsten and Ross can undoubtedly be counted among the innovating ideologists or national strategists that contributed to the way in which democracy was conceptualised in Scandinavia in the post-war era.<sup>16</sup> However, even if the discussion of the relationship of value nihilism to totalitarianism and democracy in many ways resembles a textbook in metaethics, I do not believe that the views of Hedenius, Tingsten and Ross can or should be appreciated as attempts at answering some alleged perennial philosophical question about the justification of democracy. Accordingly, it is not the primary aim of this article to assess the validity of their arguments, but to look at how the value nihilists tried to overcome a problem that emerged as a result of the particular historical situation: how these intellectuals struggled to reconcile their value nihilistic philosophical standpoint with their democratic political convictions.

<sup>13</sup> Nordin, Svante: *Ingemar Hedenius – en filosof och hans tid*. Stockholm 2004.

<sup>14</sup> Nergelius, Joakim: *Konstitutionellt rättighetskydd – svensk rätt i komparativt perspektiv*. Stockholm 1996, 133.

<sup>15</sup> Tingsten, Herbert: *Demokratiens seger och kris*. (= Vår egen tids historia 1880–1930; 1) Stockholm 1933; Idem: *Demokratiens problem*. Stockholm 1945; Ross, Alf: *Hvorfor Demokrati?* København 1946.

<sup>16</sup> I borrow the idea of innovating ideologists from Quentin Skinner and the concept of national strategist from Rune Slagstad. See Skinner, Quentin: *Regarding Method*. Cambridge 2002 (= *Visions of Politics*; 1), 149; Slagstad, Rune: *De nasjonale strateger*. Oslo 1998.

## Hedenius – Science and Politics

Hedenius, Tingsten and Ross were by no means uncritical disciples of Hägerström. Rather, there are good reasons to argue that they formed, or belonged to, a group of intellectuals who were abandoning Hägerström in favour of recent developments in international analytic philosophy. But Hägerström, Uppsala philosophy and, in particular, value nihilism, had gained a recognised position in the Swedish intellectual debate, epitomising a modern, progressive and scientific way of thinking,<sup>17</sup> and thus it formed an intellectual legacy that Hedenius, Tingsten and Ross were keen on making their own. When Hägerström died in 1939 Hedenius quickly emerged as the main proponent of the value nihilistic theory in Sweden. He defended the theory against criticisms raised by Ernst Cassirer, arguing that Cassirer had misleadingly equated value nihilism with the *homomensura* thesis of the Ancient Sophists.<sup>18</sup> Hedenius also wrote a series of semi-popular articles on Hägerström and the value nihilistic theory in the Social Democratic journal *Tiden* in 1940–42, some of which were gathered as the book *Om rätt och moral* (1941). Svante Nordin has correctly emphasised that the value theory Hedenius was defending was technically and rhetorically more similar to the emotive or non-cognitive theories of Alfred Ayer (1936), Rudolf Carnap (1935) and Bertrand Russell (1935) than to Hägerström.<sup>19</sup> However, by explicitly ascribing the theory to Hägerström and by adopting the pejorative

<sup>17</sup> Källström, Staffan: *Värdenihilism och vetenskap – Uppsala filosofin i forskning och samhälle under 1920- och 30-talen*. Göteborg 1984; Idem: *Den gode nihilisten – Axel Hägerström och striderna kring uppsala filosofin*. Stockholm 1986.

<sup>18</sup> Cassirer, Ernst: *Axel Hägerström – eine Studie zur schwedischen Philosophie der Gegenwart*. Göteborg 1939; Hedenius, Ingemar: „Über den alogischen Character der sog. Werturteile. Bemerkungen zu Ernst Cassirer: Axel Hägerström. Eine Studie zur schwedischen Philosophie der Gegenwart“. In: *Theoria* 5 (1939:3), 314–329.

<sup>19</sup> The value nihilistic theory of Hägerström is often regarded as the first expression of the non-cognitivist or emotivist theories later associated primarily with the logical empiricists (e.g. Ayer, Alfred: *Language, Truth and Logic*. London 1958 [1936]; Carnap, Rudolf: *Philosophy and Logical Syntax*. London 1935; Russell, Bertrand: *Religion and Science*. London 1935). However, while the logical empiricists based their theory on the principle of verification and logical analysis, Hägerström's version was rooted in the act-psychological terminology of Austrian Werttheorie (Franz Brentano and Christian von Ehrenfels). Cf. Petersson, Bo: *Axel Hägerströms värde teori*. Uppsala 1973; Nordin, Svante: *Från Hägerström till Hedenius – den moderna svenska filosofin*. Lund 1983, 149–152.

label “value nihilism” launched by Hägersröm’s critics, Hedenius palpably pursued the vacant position as the leading proponent of the value nihilistic theory in Sweden.<sup>20</sup>

Already Hedenius’ first article “Om Hägerströms filosofi” in *Tiden* 1940 provoked a worried response. Anders Örne, a Social Democratic Member of Parliament and the general director of the Post Office Administration claimed that the philosophy of the Uppsala School formed “a theoretical foundation for the advance of the modern totalitarian states” and that the consistent value nihilist must hold that “the Finns, who are presently fighting for their political freedom and self-government [...], are putting their lives at stake for sheer superstition”<sup>21</sup>. Hedenius replied by claiming that even if it, of course, is conceivable that a philosophical theory causes someone believe one thing or the other, it would be crazy to suggest that Hägerström had caused the political developments in Italy, Germany and Russia. Rather, by claiming that Uppsala philosophy formed a theoretical foundation for the totalitarian states, Örne seemed to be indicating a logical connection of some sort. But, Hedenius argued, it is a grave misunderstanding to believe that the value nihilistic theory can form a theoretical foundation for a destructive morality, because the basic idea of value nihilism is that a scientific theory cannot form the foundation for any morality at all.<sup>22</sup>

In *Om rätt och moral*, Hedenius used a similar strategy in refuting the allegations that value nihilism implied a practical nihilism. Hedenius argued that the basic tenet of a practical nihilism, “everything is allowed”, is a normative statement, i.e. a valuation, and as such theoretically meaningless according to the value nihilistic theory itself.<sup>23</sup> Hedenius also confronted Alf Ahlberg’s claim that value nihilism was paving way for anarchy and despotism by undermining the shared values on which civilisation and democracy were based. While Ahlberg was perfectly correct in claiming that shared

<sup>20</sup> Strang, Johan: ”Arvet efter Kaila och Hägerström – den analytiska filosofin i Finland och Sverige”. In: Nygård, Stefan and Johan Strang (red.): *Mellan idealism och analytisk filosofi – den moderna filosofin i Finland och Sverige*. Helsingfors/Stockholm 2006.

<sup>21</sup> “... en teoretisk grundval för de moderna diktaturstaternas framfart” and “... att finnarna, som för närvarande kämpa för sin politiska frihet och sin statsliga självbestämmanderätt [...], blott kämpa för idel vidskepelse.” Örne, Anders: “Uppsalafilosofin – reflexioner av en lekman”. In: *Tiden* 32 (1940:3), 167–173, here 167 and 171.

<sup>22</sup> Hedenius, Ingemar: “Hägerström och diktaturstaternas framfart”. In: *Tiden* 32 (1940:3), 174–178, here 177.

<sup>23</sup> Idem: *Om rätt och moral*. Stockholm 1967 [1941], 145–146.

values are a prerequisite for a peaceful coexistence of human beings, Hedenius thought he was mistaken in believing that these values have to be thought of as absolute, true or objective.<sup>24</sup> There is hardly any proof, Hedenius claimed, that people who live in peaceful co-existence with each other nurse ideas that are in any way contradictory to value nihilism; in fact, Hedenius continued, most people have not thought about these things in a theoretical and philosophical manner. Neither did Hedenius think that there was any convincing empirical evidence suggesting that the value nihilistic theory had degenerative effects on the actual moral attitudes of people. “Being personally acquainted with a rather significant share of those concerned” Hedenius dared to witness that many value nihilists were, in fact, very moral people.<sup>25</sup>

Hedenius’ basic strategy in refuting the allegations of a connection between value nihilism and totalitarianism was to emphasise the rift between scientific theory and political ideology. In Nordin’s words, Hedenius transformed value nihilism from a culturally revolutionary programme to an academic affair, with little or no consequences for cultural or political life in general.<sup>26</sup> Value nihilism is a philosophical theory, Hedenius argued, and as such, it does not necessarily bear any relationship to any particular political attitude; in fact, properly understood, value nihilism itself denies the possibility of such a connection. However, as a consequence of this rigorous demarcation between science and politics, Hedenius was also forced to distance himself from the optimistic belief in the emancipatory effects of value nihilism, suggested by Hägerström and his more ardent disciples. Even if Hedenius succeeded in overcoming the explicit connections between value nihilism and totalitarianism, his manoeuvre seemed to have a downside that committed him to silence. What could a value nihilist possibly say in defence of democracy?

Hedenius did not directly touch upon the problem of democracy in the articles in *Tiden* or in the book *Om rätt och moral*, but this was something he was given the chance to do in the anthology *Nordisk demokrati*, edited by the Danes Hal Koch and Alf Ross in 1949. The explicit task of Hedenius’ essay “Filosofiska skäl för demokratien” was to

<sup>24</sup> Ibid., 147–148.

<sup>25</sup> “Efter egen bekantskap med en ganska stor del av de personer det gäller, kan jag våga påståendet, att det icke finns skäl för antagandet, att någon av dem skulle ha varit mer moralisk, om han omfattat t. ex. en värdeobjektivistisk teori.” Ibid., 146.

<sup>26</sup> Nordin 1983, as footnote 19, 151.

consider the prospects for a value nihilistically sound defence of democracy. Hedenius started his exposition by pointing at the apparent conflict between his philosophical conviction and the common idea that philosophy should be able to provide fundamental arguments for democracy. From the logical-analytical and empirical perspective of modern scientific philosophy, Hedenius argued, it was impossible to give objective reasons for any political system. Therefore, Hedenius continued, it was rather obvious that the traditional arguments for democracy, as presented by Rousseau and Bentham, were confusing and invalid. Not only did they fail to prove that democracy promotes “freedom” and “common good”, they actually believed that “freedom” and “common good” were objective or absolute values. In other words, they did not realise that “no facts about reality can give logical reasons for anything being valuable”.<sup>27</sup> From a value nihilistic point of view, Hedenius argued, the only way one can give philosophical reasons for democracy is by pointing at certain actual features of democracy which one *presupposes* that the persons that the argument is directed to actually like. For instance, a scholar might be able to prove that democracy leads to greater “freedom” and “equality” for the population, but this does not persuade someone who does not like freedom and equality. The truth or validity of the basic values can not be proven.<sup>28</sup>

It might seem like a strange idea that only people who previously support certain values can be reached by the arguments in favour of democracy. However, as Ola Sigurdson has observed, this idea of shared values actually formed a corner stone of Hedenius’ moral philosophy.<sup>29</sup> It was not an idea that was original to Hedenius or to the Scandinavian value nihilists, rather, on this particular point Hedenius followed a line of thought central to many of the famous advocates of emotivism or non-cognitivism. For example, in his *Language, Truth and Logic* (1936) Alfred Ayer explicitly declared that “argument on moral questions is possible only if some system of values is presupposed”.<sup>30</sup> If we do not share the same values, the discussion collapses into a meaning-

<sup>27</sup> “... inga fakta om verkligheten kan ge *logiskt* tvingande bevis för att något är i och för sig värdefullt”. Hedenius, Ingemar: “Filosofiska skäl för demokratien.” In: Koch, Hal and Alf Ross (red.): *Nordisk Demokrati*. København 1949, 210.

<sup>28</sup> *Ibid.*, 211.

<sup>29</sup> Sigurdson, Ola: *Den lyckliga filosofin – etik och politik hos Hägerström, Tingsten, makarna Myrdal och Hedenius*. Stockholm 2000, 177–179 and 242–243.

<sup>30</sup> Ayer 1936, as footnote 19, 111.

less confrontation of irreconcilable world-views. We might feel that our opponent has an underdeveloped moral sense, but we do not have any arguments to prove him wrong.

In “Filosofiska skäl för demokratin” Hedenius extended the thought further by arguing that all our beliefs are based upon basic principles which have been chosen without evidence. It is not a feature that is special for moral and ethical beliefs, it holds true also for theoretical assumptions about reality. Some principles have to be the first ones; there is no way of escaping the choice.<sup>31</sup> This axiomatic way of thinking was common among scientists and philosophers in the early 20<sup>th</sup> century, but seldom explicitly discussed in relation to ethics.<sup>32</sup> Still, it does seem to have been an underlying assumption of many value nihilists that a meaningful moral discussion required shared moral axioms. However, the pressing problem for such a conception of ethics is to give an account of, or to discuss the content or nature of these basic values. On this particular point, the value nihilists seemed to lean towards a voluntaristic and almost existentialistic conception according to which the choice of one’s basic moral principles is a very personal affair. In this sense, the value nihilistic claim that moral issues are non-cognitive was not intended as an argument for the superiority of science, but rather as an argument against unwarranted uses of science and reason on an area in which it did not belong. It was an attempt to defend personal autonomy on moral issues.<sup>33</sup>

On the other hand, the actual choices of people, i.e. the actual valuations of individuals or groups of people, were, of course, empirical matters of fact which could be established by means of an empirical statistical or sociological analysis, and in this sense,

<sup>31</sup> Hedenius 1949, as footnote 27, 211f.

<sup>32</sup> Hans Reichenbach is an exception in talking explicitly about the necessity of “moral axioms” in ethics. Every ethical argument, he argues, must contain one ethical premise which is not derived by the same argument, and every ethical system must contain some ethical axioms which are not derivable from the system. These basic ethical axioms, Reichenbach continues in emotivist/value nihilist fashion, are not statements (they cannot be true or false), but directives or imperatives used in order to influence the behaviour of other people. Reichenbach, Hans: *The Rise of Scientific Philosophy*. Berkeley 1951, 279–283.

<sup>33</sup> On such an interpretation of Carnap’s emotivism, cf. Uebel, Thomas: “Political philosophy of science in logical empiricism: the left Vienna Circle”. In: *Studies in History and Philosophy of Science* 36 (2005:4), 762–764.

the value nihilists undoubtedly represented a “scientific” view on ethics. Mostly however, the valuations were taken as more or less self-evident. Hedenius merely stated that the evaluative background for democracy was part of a greater net or system of attitudes that characterises our culture and our attitude towards life;<sup>34</sup> that this community of shared values (*värdegemenskap*) is the result of the experiences and struggles of previous generations and that these values have become indisputable for large parts of humanity.<sup>35</sup> The moral values presupposed by the philosopher in his arguments for democracy, Hedenius argued, are not accidental, but form a “cornerstone of our culture”.<sup>36</sup> Even if Hedenius did not give a more precise definition of this “culture”, he apparently had no doubts that the audience of the book *Nordisk Demokrati* belonged to the same culture and shared the same basic values. He concluded his article “Filosofiska skäl för demokratin” by asking whether the reasons he had presented in favour of democracy were so convincing that it would be impossible to live a satisfactory life without democracy. His conclusion was that this undoubtedly was the case, “[f]or us”, thereby ultimately appealing to a shared set of Nordic values in his account of the philosophical reasons for democracy.<sup>37</sup>

### **Tingsten – Unscientific Ideologies**

Tingsten did not share his friend Hedenius’ immediate connection with the philosophy of Hägerström. In his autobiography, Tingsten says that he read only the more popular writings of Hägerström, and that his acquaintance with Hägerströmian philosophy was largely second hand.<sup>38</sup> Thus, there is good evidence supporting Johan Lundborg’s claim that the Hägerströmian influence on Tingsten was of a rather general character.<sup>39</sup> However, following Bernt Skovdal, it could be feasible to take the second hand nature of the Hägerströmian influences seriously, and classify Tingsten as an “associated

<sup>34</sup> Hedenius 1949, as footnote 27, 213.

<sup>35</sup> Hedenius 1941, as footnote 23, 142.

<sup>36</sup> “... en kärnpunkt i vår kultur”. Hedenius 1949, as footnote 27, 213.

<sup>37</sup> “Onekligen är det så: för oss”. Ibid., 224.

<sup>38</sup> Tingsten, Herbert: *Mitt liv – Ungdomsåren*. Stockholm 1961, 145.

<sup>39</sup> Lundborg, Johan: *Ideologiernas och religionens död – en analys av Herbert Tingstens ideologi- och religionskritik*. Nora 1991, 24 and 27.

member” of the critical group of younger Uppsala philosophers who were replacing the ideas of Hägerström with international trends in analytic philosophy.<sup>40</sup> From this perspective, Skovdal assumes that Tingsten was quite familiar with the recent discussions of the value nihilistic theory, and even presents a rather convincing case that Tingsten adhered to a version of value nihilism that resembled Hedenius’ semantic or linguistic version more than Hägerström’s psychological.<sup>41</sup>

This is probably correct as far as it is justified to say that Tingsten actually advocated a particular philosophically elaborated value theory. Mostly, however, it seemed that the value nihilistic ideas and slogans formed something of a self-evident starting point in Tingsten’s scholarship.<sup>42</sup> This attitude was apparent not least in Tingsten’s outspoken scepticism regarding the possibilities of justifying democracy. In both of his major works on democracy, i.e. *Demokratiens seger och kris* and *Demokratiens problem*, Tingsten disproved of the traditional justifications of democracy as he thought they were ultimately based either on the metaphysics of natural law philosophy, or on concealed personal political valuations.<sup>43</sup> But neither did Tingsten find Kelsen’s attempt to construe a defence of democracy on the basis of a relativistic philosophy any more convincing. According to Tingsten, Kelsen’s argument was based on an unwarranted psychological idea that a person who is convinced of the absolute truth of his or her standpoint is more likely to resort to undemocratic means of realising his or her conviction than someone of a more relativistic frame of mind. More precisely, Tingsten continued, Kelsen failed to clarify the decisive difference between an absolutist and a relativist attitude. In his view it had to be something more significant than the claim that an absolutist view is more vigorously supported than a relativist view, as this would merely support the preposterous claim that a democratic order rests on the weak political passion of its population.<sup>44</sup> Finally, Tingsten claimed, there is hardly anything inherent in relativism that excludes an undemocratic attitude; in contrast, there were also many fascists that used “relativism” as an argument in favour of their political

<sup>40</sup> “... associerad medlem”. Skovdal, Bernt: *Tingsten, totalitarismen och ideologierna*. Stockholm/Stehag 1992, 134.

<sup>41</sup> *Ibid.*, 106–122.

<sup>42</sup> Källström 1984, as footnote 17, 147.

<sup>43</sup> Tingsten 1933, as footnote 15, 21–32; Tingsten 1945, as footnote 15, 59–90.

<sup>44</sup> Tingsten 1933, as footnote 15, 26–28; Tingsten 1945, as footnote 15, 85–87.

stance. In summary, Tingsten complained that Kelsen, well-known for his great achievements in exposing political valuations underpinning other political theories, relapsed into making the same mistake himself, when trying to rationalise a pacifistic, anti-revolutionary, liberal or reform-socialistic attitude.<sup>45</sup>

This was something that Tingsten wanted to avoid himself, and like many value nihilists, he believed that moral and political questions ultimately were down to personal convictions and voluntaristic decisions that could not be justified or even discussed within the realm of science. Skovdal has observed that one of the few times that Tingsten tried to make a moral appeal for democracy, in a speech to students in Uppsala 1948, he did it by stressing that “we must consciously act in accordance with our valuations” and by emphasising that “[w]e are alone, and the responsibility is ours”. He even referred to Sartre at this point.<sup>46</sup> But even if Tingsten believed it was evident that “the ‘proofs’ for the value of democracy, in the dogmatic form they have traditionally been presented, are invalid”, he still thought that that they contained “a core of truth”.<sup>47</sup> For example, Tingsten argued, the claim of the natural and absolute equality of men can be understood as a critical statement pointing to the fact that there are no rational reasons for the privileges of the nobility. In fact, Tingsten continued, historically most of the advances of democracy have been made as a result of revealing untenable features in the existing order. Suffrage was gradually extended when it was considered irrational or insensible to deny a certain group of people, e.g. women or the poor, the right to participate in elections. On the whole, Tingsten argued, “[t]he democratic line in the debate has appeared less as an ideology than as a critique of ideologies and traditions”.<sup>48</sup> In this way, for Tingsten the rational and scientific criticism of ideologies formed a central part of the democratic attitude.

<sup>45</sup> Tingsten 1933, as footnote 15, 28f.

<sup>46</sup> “Vi måste medvetet handla utifrån våra värderingar [...] Vi är ensamma, och ansvaret är vårt.” Tingsten, Herbert: *Argument*. Stockholm 1948, 303; Skovdal 1992, as footnote 40, 404. Hedenius also noticed that the democratic conviction of his friend Tingsten was of a kind of existentialistic nature, and that Tingsten was convinced that any attempt at justifying democracy was futile. Hedenius, Ingemar: *Herbert Tingsten – Människan och demokraten*. Stockholm 1973, 103–105.

<sup>47</sup> “... en kärna av sanning”. Tingsten 1945, as footnote 15, 90.

<sup>48</sup> “Den demokratiska linjen har i debatten mindre framstått som en ideologi än som en kritik av ideologier och traditioner.” *Ibid.*, 97.

However, from the point of view of value nihilism such criticism seems to involve a similar problem that a justification of democracy does: if it is impossible to scientifically justify a democratic standpoint, it must be equally impossible to criticise a totalitarian ideology. This challenge was the starting point for Tingsten's most elaborated discussion of his ideology-critical programme, i.e. the essay "De politiska ideologierna i vetenskaplig debatt". "It is often asserted", Tingsten argued, "that ideologies are valuations, and that they therefore cannot be criticised; the question of truth and falsity does not exist when it comes to valuations."<sup>49</sup> However, analysing ideologies, Tingsten continued, one will find that they are not essentially valuations, but rather statements about facts.<sup>50</sup> Thus, value nihilism does not render ideologies immune to scientific analysis and criticism, as long as it is the theoretical and empirical assumptions and the logical coherence of the ideology that are discussed.<sup>51</sup> Some ideologies, Tingsten argued, can be criticised on behalf of a more or less explicit metaphysical assumption of the existence of a supreme being or a natural law; some, typically originating in the philosophies of Hegel and Marx, for their teleological conceptions of history; and some for their assumptions on biological differences between nationalities, races or social classes.<sup>52</sup>

Tingsten did not only use his ideology-critical method on the totalitarian ideologies, he also used it as part of his critical analyses of less authoritarian political ideologies, such as Conservatism and Social Democracy.<sup>53</sup> Tingsten embraced the idea that the democratic line in the debate was rational criticism, and soon "ideologies" became

<sup>49</sup> "Ofta påstås att de politiska ideologierna utgöra värderingar och på denna grund äro undandragna debatt; när det gäller värderingar föreligger ju inte sanningsfrågan." Tingsten, Herbert: *Idékritik*. Stockholm 1941, 12.

<sup>50</sup> "Men en undersökning av några politiskt viktiga ideologier visar omedelbart att de icke huvudsakligen utgöra serier av värderingar. Verklighetsomdömen spela huvudrollen." *Ibid.*, 12.

<sup>51</sup> For a typology of Tingsten's different ways of refuting ideologies, see Lundborg 1991, as footnote 39, 57–86.

<sup>52</sup> Tingsten 1941, as footnote 49, 13–15.

<sup>53</sup> Tingsten, Herbert: *De konservativa idéerna*. Stockholm 1939; Idem: *Den svenska socialdemokratiens idéutveckling*. Stockholm 1967 [1941]. See also Lundborg 1991, as footnote 39, 52–55, and Skovdal 1992, as footnote 40, 69–74.

something that had to die if democracy was to prevail.<sup>54</sup> In *Den svenska socialdemokratiens idéutveckling* he argued that the Swedish Social Democrats had gradually overcome the untenable Marxist ideology in favour of a liberal welfare ideology.<sup>55</sup> At the time still a member of the Social Democratic Party himself, Tingsten's historical interpretation was undoubtedly intended as a political move in favour of the development he described, and accordingly, it spurred negative reactions from more Marxist members of the party.<sup>56</sup>

Tingsten's way of enabling rational or scientific criticism of ideologies on the grounds that they are essentially characterised, not by their valuations, but by their statements of facts, has been subject to much discussion both by Tingsten's contemporaries and by historians.<sup>57</sup> But it has not been noticed that Tingsten's move, in fact, corresponded to the standard way in which value nihilists accounted for moral reasoning and disagreement. A basic objection to a non-cognitive or subjectivist/relativist moral theory, raised already by G. E. Moore, was that it failed to explain the fact that we do in fact engage in meaningful discussions on moral issues, and occasionally even change our views as a result of these debates. If moral judgements are to be understood as mere expressions of feelings, this is impossible as there is nothing in the debate that can be acknowledged as true or false.<sup>58</sup> The standard reply of the value nihilist is to argue that these discussions do not concern the valuations, but rather the interpretations of facts. For example, two persons debating abortion surely agree on the valuation that "killing human beings is evil", the issue at stake is rather the definition of "living human being". In his *Language, Truth, and Logic* Ayer famously challenged his readers to give

<sup>54</sup> Johansson, Alf W.: *Herbert Tingsten och det kalla kriget*. Stockholm 1995, 27–31; Skovdal 1992, as footnote 40, 13.

<sup>55</sup> Tingsten 1967, as footnote 53, 353–366.

<sup>56</sup> Cf. Linderborg, Åsa: *Socialdemokraterna skriver historia – historieskrivning som ideologisk maktresurs 1892–2000*. Stockholm 2001, 204–217; Johansson 1995, as footnote 54 246–250.

<sup>57</sup> For an analysis of the debate between Tingsten and the political scientist (later to become the leader of the Swedish Conservatives) Gunnar Heckscher on the possibility of scientifically criticising ideologies, see Lundborg 1991, as footnote 39, 52–56; Skovdal 1992, as footnote 40, 69–74.

<sup>58</sup> Moore, George Edward: "The Nature of Moral Philosophy". In: Idem: *Philosophical Studies*. London 1922, 310–339.

an example of a moral argument that could not, in this way, be reduced to a logical or empirical question; carefully analysed, he claimed, every moral discussion would turn out to be a discussion of facts rather than values.<sup>59</sup> Thus there was a tension in the value nihilist doctrine, between the call for an autonomous morality, liberated from the strains of traditional dogmatic systems of morality, and a form of scientism that claimed that the questions that remained “truly” autonomously moral in character were rather limited. This tension was undoubtedly also characteristic of Tingsten and his criticism of ideologies.

After the war, in *Demokratiens problem*, Tingsten launched his famous idea of democracy as a “supra-ideology” (*överideologi*). “You are a democrat and at the same time a conservative, liberal or socialist”, Tingsten argued, and therefore the basic paradox of democracy is that one might have to accept and defend a government that endorses political ideas that contradicts one’s own.<sup>60</sup> In this connection Tingsten nursed an idea of the necessity of shared values that was rather similar to Hedenius’. But while Hedenius reached his conclusion as a result of a particular line of philosophical reasoning according to which any moral justification requires shared moral axioms, Tingsten connected the necessity of shared values more directly to his conception of democracy, tracing the origin of the idea to Rousseau’s conception of the majority rule as the best approximation of the general will.<sup>61</sup> The democratic “supra-ideology”, Tingsten argued, required that the population would be prepared to conform itself to the decisions of the majority, and therefore it presupposed that the population belonged to the same community of shared values (*värdegemenskap*).

The idea of shared values as prerequisite for democracy was not something Tingsten came up with after the war, when democracy had emerged victorious and become the preferred (supra-)ideology of all. Already in 1933 he had argued that a set of shared values was just as important for democratic practice as a common language was for communication. If people are not prepared to accept political decisions and compromises, democracy does not stand a chance.<sup>62</sup> And in a political dictionary from 1937,

<sup>59</sup> Ayer 1936, as footnote 19, 110–112.

<sup>60</sup> “Man är demokrat, men därjämte konservativ, liberal eller socialist.” Tingsten 1945, as footnote 15, 57.

<sup>61</sup> *Ibid.*, 65.

<sup>62</sup> Tingsten 1933, as footnote 15, 61.

Tingsten declared that “democracy ultimately rests on a certain community of shared values”.<sup>63</sup> Moreover, he also explicitly linked the rise of totalitarianism with the annihilation of this community of shared values. In his inaugural lecture in 1935 Tingsten claimed that the radicalisation of political life and the rise of totalitarian parties were challenging the shared values on which the democratic system rests.<sup>64</sup> Similarly a few years later, Tingsten argued that the crisis of democracy on the European continent was a result of rising economical and social conflicts, which had “disturbed the community of shared values that democracy is ultimately based upon”.<sup>65</sup> Instead of voting in parliamentary elections, the conflicting parties had resorted to revolution and open battle.

This idea of shared values was undoubtedly very central to Tingsten’s conception of democracy. However, as Bengt-Ove Boström, among others, has observed, he was somewhat ambivalent in his description of the nature of this relationship.<sup>66</sup> When talking about the “supra-ideology” thesis, Tingsten seemed to have been arguing that the values that have to be shared are simply the ones cherishing the formal democratic procedure itself. If democratic and socialist values come in conflict a true democrat would always choose democracy. In this sense the idea of shared values amounts to little more than the claim that democracy requires that the population share a positive valuation of democracy. On the other hand, there were also occasions in which Tingsten indicated that democracy required that people shared values of a more substantial kind; that they agreed, at least to some extent, on the content of the political decisions as well. This perspective, in turn, was particularly dominant when Tingsten discussed the reasons for the success of democracy in Sweden and the Nordic countries. In the article “Nordisk Demokrati” Tingsten claimed that the Nordic political debate, in contrast to the continental, was characterised by a dismissal of extreme political standpoints; everyone agreed on the main issues and the political parties were piling up in

<sup>63</sup> “Demokratien vilar ytterst på en viss värdegemenskap.” Dahlberg, Gunnar and Herbert Tingsten (red.): *Svensk politisk uppslagsbok*. Stockholm 1937, 104. It is very plausible that it was Tingsten, more than Dahlberg, who was responsible for these paragraphs.

<sup>64</sup> Tingsten, Herbert: “Statskunskapen och den politiska utvecklingen”. In: Myrdal, Gunnar and Herbert Tingsten: *Samhällskrisen och socialvetenskaperna*. Stockholm 1935, 59.

<sup>65</sup> “Den värdegemenskap, på vilken demokratien ytterst vilar, har rubbats.” Tingsten, Herbert: ”Nordisk demokrati”. In: *Nordens kalender* (1938), 41–50, here 48–50.

<sup>66</sup> Boström, Bengt-Ove: *Samtal om demokratin*. Lund 1988, 152–153.

the middle.<sup>67</sup> Two years later Tingsten included strong national unity, lack of minorities, as well as a long tradition of representative government, civic liberties and an effective and respected administration, among the main reasons for the success of democracy in the Nordic countries.<sup>68</sup>

### **Ross – What is Democracy?**

The Danish Legal philosopher Alf Ross came to Uppsala to study with Hägerström in 1928 after he had failed to get his Kelsen-inspired doctoral thesis accepted at the University of Copenhagen. Hägerström's moral and legal philosophy were hugely influential on Ross and the value nihilistic theory remained a central trait in his scholarship throughout his career, although in the 1940s he, like Hedenius, supplemented or even replaced the Hägerströmian arguments with ideas and techniques mainly from logical empiricism.<sup>69</sup>

In 1946 Ross published what he called “his modest contribution to Denmark's fight for freedom and independence”, *Hvorfor Demokrati?*. The title of the book was, however, somewhat misleading as Ross had in the preface declared that he would not in the name of any imagined authority of science try to convince the reader that a particular attitude was correct.<sup>70</sup> In a manner that resembled Hedenius, Ross argued that if someone did not like democracy, freedom or peace, there was no logical way to prove that he is wrong. But Ross emphasised that this did not lead to a resignation in the face of totalitarianism: A person that refuted the idea that values could be scientifically proven

<sup>67</sup> Tingsten 1938, as footnote 65, 48–50. Later, Tingsten explicitly connected the idea of shared values to social, cultural or historical factors, referring to the “almost remarkable national, linguistic and religious homogeneity” (“en nästan enastående homogenitet i fråga om nationalitet, språk och religion”) as the main explanation for the success of democracy in the Scandinavian countries. Tingsten, Herbert: *Från idéer till idyll – den lyckliga demokrati*. Stockholm 1966, 12.

<sup>68</sup> Tingsten, Herbert: ”Folkstyret i Norden”. In: Petander, Karl (red.): *Nordisk Gemenskap*. Stockholm 1940, 50–83, here 83.

<sup>69</sup> Blandhol 1999, as footnote 12, 29–45; Dalberg-Larsen, Jørgen: *Dansk Retsfilosofi – udviklingslinjer og portrætter*, København 2003, 46–67.

<sup>70</sup> “...mit beskedne Bidrag til Danmarks Frihedskamp”. Ross 1946, as footnote 15, 7. Unless otherwise stated, I am referring to the English translation: Ross, Alf: *Why Democracy?*. Cambridge/Massachusetts 1952.

did not have to fall back into indifference. “Because a point of view is a point of view and not a scientific truth, it naturally does not follow from this that one cannot have some point of view”, Ross claimed and continued with a personal declaration: “I know very well what I shall stand for and fight for. Only I do not imagine myself, or try to make others believe, that it can be scientifically proved that my point of view is the ‘right’ one.”<sup>71</sup> In this way, Ross tried to turn value nihilism into a defence of personal autonomy and the choice between democracy and totalitarianism into a very personal affair, something that each individual ultimately had to make up his or her own mind about and carry the responsibility for. But Ross also seemed to think that it was possible to appeal to these valuations as matters of fact. In order to be effective, Ross argued, the defence of democracy must “start from the available historical valuations that have actually been held by large groups of people”.<sup>72</sup> Like Hedenius, Ross believed that shared values are a prerequisite for a successful, and indeed meaningful, moral argument.

But Ross’ main strategy in defending democracy was not to appeal to the personal responsibility of the citizens or to a set of shared values, but rather to clarify what actually was at stake in the choice between democracy and totalitarianism. Ross seemed to think that many opponents of democracy did not really understand the difference between totalitarianism and democracy, and that they would change their minds if the erroneous conceptions were corrected. This was something that could be done within the realm of political science because while “[t]he points of view themselves cannot be discussed, the understanding of the facts that constitute the prerequisite for the points of view can be”.<sup>73</sup> *Hvorfor Demokrati?* was therefore largely a discussion of the meaning of the concept “democracy”. Ross distinguished between three different understandings of democracy: (1) formal democracy, (2) real or economic democracy, and (3) democracy as an attitude or way of life, but strongly emphasised that it was the first of these, the formal or political meaning of democracy, which was the heart of the concept. Democracy, Ross argued, “indicates a *how*, not a *what*”. “It indicated how political decisions are made, not what these decisions are in substance. It designates a

<sup>71</sup> Ibid., 93 f.

<sup>72</sup> Ibid., 94.

<sup>73</sup> Ibid., 93.

method for the establishment of the ‘political will’, not its object, end, or means.” And the measure of the degree to which a form of government is democratic, Ross argued, was the majority principle.<sup>74</sup>

It has been rendered somewhat surprising that Ross endorsed such a formal or procedural account of democracy at this point in time, when the experiences of Nazism might have provoked a stronger emphasis on the individual rights of citizens and minorities. In Ross’ view individual rights were merely prerequisites for a well-functioning majority principle, and thus inherently secondary to it. Joakim Nergelius and Lars Adam Rehof have presumed that Ross’ reluctance to include material considerations in his concept of democracy was connected to the value nihilistic theory on one hand, and the experiences of materially defined totalitarian regimes on the other.<sup>75</sup> However, even if the value nihilistic theory might have posed a psychological barrier, it hardly constituted an insurmountable logical obstacle for a more material definition of democracy. There was nothing in value nihilism that made a more moral or normative definition of democracy impossible, as long as these values were not presented as scientifically established truths.<sup>76</sup> Indeed, the high regard for the majority principle was also something of a valuation. Moreover, some philosophers that sympathised with value nihilism nevertheless opposed a restricted formal conception of democracy, perhaps most notably the Danish philosopher and communist Jørgen Jørgensen who included political, juridical, social, cultural as well as economical aspects in what he called “the wide democracy” (*det brede demokrati*).<sup>77</sup>

<sup>74</sup> Ibid., 75 f. and 91–94.

<sup>75</sup> Nergelius 1996, as footnote 14, 138; Rehof, Lars Adam: ”På sporet af pragmatismen i dansk retspleje”. In: Blume, Peter et al. (eds.): *Suum cuique – retsvidenskabelige afhandlinger, Københavns Universitet 1991*. København 1991, 30–49, here 41 f.

<sup>76</sup> And, perhaps more importantly, even if the Scandinavian Legal Realists, following the legal philosophy of Hägerström, were rather sceptical of the concept of individual rights, Ross (and Hedenius) belonged to a second generation of Legal Realists who criticised Hägerström and his more ardent disciples for dispatching of the whole concept of (individual) rights. The mission of Ross (and Hedenius) was, rather, to make it possible to talk about individual rights despite the “realistic” or “positivistic” outlook. Cf. Blandhol 1999, as footnote 12, 95–109; Strang 2009, as footnote 12.

<sup>77</sup> Jørgensen, Jørgen: *Det Demokratiske Samfund – Grundtræk af en Analyse*. København 1945.

But Nergelius and Rehof were undoubtedly right in claiming that the formal account of democracy was motivated by totalitarianism; however, arguably considerably less by Nazism than by Communism. *Hvorfor Demokrati?* was written as a contribution to the Great Danish Democracy Debate in the years following the Second World War, and the three conceptions of democracy that Ross discussed represented the three major standpoints in this debate.<sup>78</sup> The idea of democracy as a way of life was advocated by the theologian Hal Koch, who argued that peaceful conversation aiming at an acceptable compromise was the essence of democracy.<sup>79</sup> Ross did not make an issue of criticising Koch's notion of democracy. Although often presented as the main antagonists, Koch and Ross were more of allies in the Danish Democracy Debate. They both supported Social Democracy and they later collaborated as editors of the anthology *Nordisk Demokrati* (1949).<sup>80</sup> Rather, by emphasising that democracy concerned the form and not the content of political decisions, Ross was primarily trying to refute what he conceived of as communistic attempts to extend, or even colonise, the concept democracy by talking about "economic democracy" or "real democracy" like Jørgensen. According to Ross, the Danish communists adopted a Soviet-Russian rhetorical tactics of confusing democracy with a particular economical politics that would more appropriately be denoted by the term "socialism".<sup>81</sup> The opposite of "democracy" is "autocracy" and the opposite of "socialism" is "capitalism", Ross argued, and it is possible to combine these in any way one pleases.<sup>82</sup>

Thus, the formal account of democracy advocated by Ross closely resembled Tingsten's idea of a supra-ideology. Moreover, it also involved an analogous emphasis on shared values. In an article in *Tiden* in 1947 Ross argued that shared values and the sense of belonging to the same community constituted the framework that united the minority with the majority and made it possible for the minority to accept majority decisions.<sup>83</sup> Conversely, if a certain group of people, on a very fundamental level, dis-

<sup>78</sup> A number of central articles from the Danish Democracy Debate have been gathered in Rasmussen, Søren Hein and Niels Kayser Nielsen (red.): *Strid om demokratiet – Artikler fra en dansk debat*. Århus 2003.

<sup>79</sup> Koch, Hal: *Hvad er Demokrati?* København 1945.

<sup>80</sup> Koch and Ross 1949, as footnote 27.

<sup>81</sup> Ross 1952, as footnote 70, 142.

<sup>82</sup> *Ibid.*, 233.

<sup>83</sup> Ross, Alf: "Socialismen och demokratin". In: *Tiden* 39 (1947:7), 392–404.

agreed with the rest of the population, they would feel little or no respect for the decisions of the majority, and thus democracy itself would be in danger. In *Hvorfor Demokrati?* Ross argued that such conflicts, involving for example religious and national minorities, could only be resolved if the minority submitted to the majority, or if they created a separate political community.<sup>84</sup> But Ross also connected the idea of shared values to his struggle against the communists, arguing that democracy would deteriorate if a socialistic majority of 51% attempted to swiftly carry out a sweeping economic and social revolution. The minority would most likely opt out of the democratic community as they would no longer feel that they shared the same basic values as the majority. Thus, the only way of introducing socialism and planned economy according to Ross, was to do it piecemeal in order not to disturb the community of shared values.<sup>85</sup>

Tingsten and Ross shared the formal understanding of democracy and both of them stressed the necessity of shared values, but their views clashed in the post-war debate on the compatibility of socialism and democracy. Tingsten, who had been a member of the Swedish Social Democratic Labour Party in the 1930s, became one of their loudest critics after the war. Inspired by reading F. A. Hayek's *The Road to Serfdom* Tingsten became very attentive of the problems of realising socialism under democratic rule, and repeatedly accused the Swedish Social Democrats for neglecting the inherent dangers of a planned economy.<sup>86</sup> For Ross, on the other hand, criticism of the communists was intended to create a space for a political position that was socialist and democratic – i.e. Social Democratic. These sympathies, visible between the lines in *Hvorfor Demokrati?*, were explicitly pronounced in a number of partisan publications in the late

<sup>84</sup> Ross 1952, as footnote 70, 143 f.

<sup>85</sup> Ibid., 291; Ross 1947, as footnote 83, 397.

<sup>86</sup> Tingsten 1945, as footnote 15, 198–238. Besides the influence from Hayek, which Tingsten emphasises himself – for example in the afterwords of the 1967 edition of *Socialdemokratiens idéutveckling* (Tingsten 1967, as footnote 53, 389–391) Tingsten's conversion from Social Democracy has also been explained as a result of his own studies of the Social Democratic ideology in the early 1940s in combination with a general dissatisfaction with both the politics of and, perhaps even more importantly, the dominant role of the Social Democrats in Swedish politics. Cf. Johansson 1995, as footnote 54, 246–250.

1940s.<sup>87</sup> It soon became almost as important for Ross to respond to Hayek's liberal challenge as it had been to stand up against the communists.

Ross paid special attention to Hayek's argument that planned economy required a moral scale according to which different political actions and reforms are prioritised, and as it was impossible for the citizens of a nation to agree on such a scale, politics would be taken over by the experts, democratic control would diminish and totalitarianism would prevail.<sup>88</sup> Ross denied that planned economy had to be based on an objective philosophical moral standard; rather, Ross argued, the plan could be established through the "usual democratic majority procedure", and thus, it represented "the manifold evaluations, wishes, and considerations which actually live traditionally and assert themselves in a community".<sup>89</sup> In this way Ross tried to connect the voluntaristic aspect of value nihilism directly to the democratic procedure. As individuals are fundamentally autonomous on moral issues, the only way to deal with the situation is by voting and letting the majority rule. On the other hand, Ross undoubtedly believed that the democratic elaboration of an economic plan requires that people share the same values, at least to the extent that makes the acceptance of the decisions of the majority possible, otherwise the plan would endanger the democratic community. Thus one of the basic differences between Hayek and Ross was their views on the extent to which it is possible for a population to share the same values. While Hayek seemed to believe that the number of uncontested issues that could be subjected to planning in a democratically justifiable manner was rather limited,<sup>90</sup> Ross was quite optimistic. If construc-

<sup>87</sup> Ross, Alf: *Kommunismen og Demokratiet*. København 1945; Idem: "Hvorfor jeg stemmer paa socialdemokratiet". In: *SocialDemokraten*, 25<sup>th</sup> October 1945; Idem: "Kan man være socialist uden at være marxist?". In: *Verdens Gang* 2 (1948), 255–258. Ross' relationship to Social Democracy was, however, by no means unproblematic. Most apparently, as Henning Fonsmark has noticed, the concept of "economic democracy", that Ross emphatically criticised, appeared on almost every page of the economic chapter of the Social Democratic mission statement *Fremtidens Danmark* 1945. Some years later, when the Social Democrats collaborated with the socialists (*Socialistisk Folkeparti*) in the 1966 elections, Ross announced that he was no longer supporting them. Cf. Fonsmark, Henning: *Historien om den danske utopi*. København 1990, 62–65.

<sup>88</sup> Ross 1952, as footnote 70, 181–183; Hayek, Friedrich August: *The road to serfdom*. Chicago 1994 [1944], 63–70.

<sup>89</sup> Ross 1952, as footnote 70, 184; Ross 1947, as footnote 83, 401.

<sup>90</sup> Hayek 1944, as footnote 88, 68–70.

tion materials were scarce, Ross argued, it was easy to agree that proper housing must be prioritised over summer residences; it was equally easy to agree that the import of necessary raw materials must have priority over nuts and jam. There was undoubtedly a trait of scientism in Ross' view on this point. Referring to Mannheim and Schumpeter, Ross argued that it is likely that an increasing number of issues would be rendered non-political as a result of economic levelling and scientific progress, and that this would make the construction of a plan even less problematic.<sup>91</sup>

Given the Social Democratic credo of Ross, it is perhaps not very surprising that he transformed the idea of shared values from a prerequisite for democracy to a basis for effective economic planning. This was very similar to the philosophy of his friend Gunnar Myrdal, for whom a unanimous and homogenous population provided the most fruitful starting point for social engineering.<sup>92</sup> It is more surprising that Tingsten, as a leading liberal voice in Sweden, continued to embrace the idea of shared values despite the fact that many other renowned liberal intellectuals, such as Hayek and Isaiah Berlin, endorsed moral pluralism and stressed that people as a matter of fact support different and incompatible values.<sup>93</sup> This difference was mirrored in their different conceptions of democracy. While Tingsten believed that democracy was essentially majority rule and thus thought that shared values was a necessary prerequisite for a well-functioning democratic society, Hayek was more concerned with the protection of individual freedom and the rights of citizens in a value pluralistic world characterised by disagreement rather than agreement. It is hardly insignificant that Tingsten looked upon things with Swedish eyes, while Hayek was writing as an Austrian refugee in Britain.

But the difference between Tingsten and Hayek can also be seen as a clash on the priority between liberalism and democracy. In his *Road to Serfdom* Hayek explicitly stated that democracy, unlike liberalism, should not be conceived of as an intrinsic value.<sup>94</sup> For Hayek, democracy was merely a means of realising internal peace and individual freedom. If forced to choose between democracy and liberalism he would

<sup>91</sup> Ross 1952, as footnote 70, 185 and 189.

<sup>92</sup> Cf. Sigurdsson 2000, as footnote 29, 149–152; Strang, Johan: "Gunnar Myrdal and the philosophy of social engineering". In: *Ideas in History* 2 (2007:2), 169–177.

<sup>93</sup> Berlin, Isaiah: *Two Concepts of Liberty*. Oxford 1958.

<sup>94</sup> Hayek 1944, as footnote 88, 78 f.

have taken the latter, while Tingsten undoubtedly, true to his supra-ideology thesis, would have preferred the former. Tingsten and Ross shared the formal conception of democracy, the view that the majority principle was the defining characteristic of democracy, and that democracy therefore ultimately required that the population share the same basic values. For them, democracy remained an over-ideology that was by no means synonymous to, but had to be prioritised over both liberalism and socialism.

### **The Value Nihilists and the Challenge of Democracy**

There are of course many arguments that can be, and have been, raised against the ideas of Hedenius, Tingsten and Ross. The value nihilistic theory, which they conceived of as a more or less conclusive achievement of modern scientific philosophy, has since proven far from indisputable. The philosophical debate between moral realists and non-cognitivists is as vivid as ever, although not as explicitly connected to political currents as it was in the 1930s and 40s.<sup>95</sup> Democracy, on the other hand, has undoubtedly become a supra-ideology supported by all, but the formal or procedural account defended by Tingsten and Ross has – even in Scandinavia – become challenged by scholars who more strongly emphasise the importance of constitutional rights.<sup>96</sup> Finally, the emphasis of shared values certainly mirrors contemporary challenges for both ethics and democracy in the age of globalisation. But where the philosophers and social scientists of today look for ways to confront different value systems and cultures with each other in order to build a platform for discussion, the Scandinavian value nihilists seemed to think that everyone basically agreed, and that if people did not agree, discussion was fruitless. Indeed, one of the main problems with the accounts of Hedenius, Tingsten and Ross was that they hardly ever ventured to discuss the values that they thought were almost universally shared. Instead, they tended to take them more or less for granted. It is easy to follow Gunnar Skirbekk in his remark that there was little place for (normative) moral discussions in the Nordic coun-

<sup>95</sup> For a reasonably up-to-date account of the debate, see Miller, Alexander: *An Introduction to Contemporary Metaethics*. Cambridge 2003.

<sup>96</sup> One of the most recent and forceful claims is Nergelius 1996, as footnote 14.

tries after the Second World War – it was as if “the normative problem already had been solved” and the question that remained was merely an instrumental *how*.<sup>97</sup>

From an international perspective it might appear as striking that in Scandinavia, the rise of totalitarianism and the catastrophe of the Second World War did not lead to a rejection of positivistic thinking and relativistic moral theories. On the contrary, the Scandinavian value nihilists were in fact able to strengthen their positions in the 1930s and 40s, and in 1949 Hedenius confidently claimed that the modern nihilistic philosophy which he represented formed “an important part of the spiritual culture of the Nordic countries”.<sup>98</sup> Of course, to a large extent the explanation for this curiosity has to be institutional. While the positivist philosophers were driven to exile from the European continent, the Scandinavian value nihilists attained key positions both at the universities and in the public debate. They became recognised professors and were thus able to influence a whole generation of students. Moreover, they were also the authors of a number of well-read books, and figured as writers and columnists in important publications such as *Tiden* and *Dagens Nyheter*.

However, a significant part of the explanation must also be that the value nihilists did rather well in the debate on democracy and totalitarianism. Not necessarily in the sense that they presented philosophically superior or “correct” arguments, but rather, that they succeeded in reconciling their philosophy with contemporary political ideas. By emphasising the rift between science and politics, Hedenius was able to defeat the allegations of a connection to totalitarianism while simultaneously updating value nihilism with the latest international philosophical trends. Tingsten succeeded in overcoming the restraints of value nihilism and developed a critical method by which (totalitarian) ideologies were disproven as irrational and erroneous. And Ross demarcated “democracy” in a way that refuted the communist attempts at colonising the concept without censuring socialist politics under democratic forms.

<sup>97</sup> “Hos oss, mærkeleg nok, utløyste ikkje krigen ei slik ny normativ gjennomtenking. Hos oss var spørsmålet primært korleis det heile kunne skje. [...] Det normative spørsmålet var liksom allereie løyst. Alle gode nordmenn visste kva som var rett og rangt.” Skirbekk, Gunnar: ”’I refleksjonens mangel...’ Om vekslende intellektuelle elitar i norsk etterkrigstid”. In: *Nytt Norsk Tidsskrift* 1 (1984:1), 21–37, here 31.

<sup>98</sup> ”... en icke oviktig bestandsdel i Nordens andliga kultur”. Hedenius 1949, as footnote 27, 207.

Even the idea of shared values can be said to have fallen rather well in its historic-political context. The value nihilists were far from alone in stressing the significance of shared values in a democratic community. As noted above, Alf Ahlberg's criticism of value nihilism was based on an assumption that the theory undermined the shared values that were a precondition for democracy. From this perspective, the task for the value nihilists was to make sense of the idea of shared values within the framework of their own philosophy, and this was what Hedenius did when pointing to the fact that people can share values even if they do not believe that these values are objective, absolute or true. However, the idea of shared values was undoubtedly also connected to the culturally nationalistic rhetoric prevalent in Scandinavian political language at this point in time, and it is noteworthy that the "positivist" philosophy and the value nihilistic theory did not prevent Hedenius, Tingsten and Ross from contributing to this rhetoric. Even if they were quite sceptical of (especially German) *völkisch* ideas, refuting them as idealistic metaphysics, they still gladly referred to the Nordic democratic heritage and to the (alleged) homogeneity of their countries as part of their defences of democracy.

There were certainly many debatable aspects in the theories of Hedenius, Tingsten and Ross. But evaluated as moves in a particular historical context, i.e. as attempts to rebut the allegations of a connection to totalitarianism and to reconcile value nihilism with democracy, they must be seen as quite successful. Value nihilism was, in Scandinavia, no longer associated with totalitarianism, but rather, with modern, rational and democratic attitudes.



# Geschichtswissenschaft für den Ostseeraum?

## Der Conventus primus historicorum Balticorum 1937 in Riga\*

*Ulrike Hanssen-Decker*

### **Zusammenfassung**

Im August 1937 fand unter dem Titel Conventus primus historicorum Balticorum zum ersten Mal ein Treffen von Ostseeraumhistorikern statt. Tagungsort war Riga, die Hauptstadt Lettlands, das seit 1935 von einem autokratischem Regime unter Präsident Kārlis Ulmanis geprägt war. Vor diesem Hintergrund untersucht der Artikel erstens, welche Versuche unternommen wurden, die Forschungen über die Geschichte des Ostseeraums transnational zu institutionalisieren. Zweitens wird analysiert, welche Vorstellungen die Gastgeber von einer Geschichte des Ostseeraumes hatten und inwiefern die Instrumentalisierung von Geschichte in der Politik Ulmanis' dabei eine Rolle spielte. Die zentrale Frage ist, ob tatsächlich von einer Geschichtswissenschaft für den Ostseeraum gesprochen werden kann, wie der Tagungstitel andeutet, oder ob nationale Ansätze dominieren.

### **Summary**

In August 1937, a historical conference named Conventus primus historicorum Balticorum was held in Riga, the capitol of Lettland, a country which was strongly influenced by its dictatorial leader, President Kārlis Ulmanis, who had come into power in 1935. In this context, this article first examines the attempts to institutionalise research on the history of the Baltic Sea region on a transnational level. Second, it analyses the different concepts the conference's hosts had concerning the history of the Baltic Sea region in general. In this context, it also investigates the question of whether Ulmanis' politics of exploiting history for his political aims played an important role in this conference. The main question is whether it is really appropriate to speak of a history of the Baltic Sea region as such, as suggested by the conference's title, or whether the conference's focus was dominated by national approaches.

---

*Dr. Ulrike Hanssen-Decker, Nordeuropahistorikerin und Skandinavistin, war von 2003 bis 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Nordische Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Seit März 2009 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin für die Virtuelle Fachbibliothek Nordeuropa und Ostseeraum ([www.vifanord.de](http://www.vifanord.de)) an der Universitätsbibliothek Kiel. Kontakt: [hanssen@ub.uni-kiel.de](mailto:hanssen@ub.uni-kiel.de)*

## Einleitung

In den letzten vier Jahrzehnten hat sich ein übergreifender Zugang zur Geschichte des Ostseeraumes entwickelt.<sup>1</sup> Dies geht einher mit Entwicklungen auf der institutionellen Ebene. Neben den Nordischen Historikertagen<sup>2</sup> können längst Treffen genannt werden, die Ostseeraum übergreifend ausgerichtet waren und sind, wie beispielsweise das interdisziplinäre Visby-Symposium Anfang der sechziger Jahre, die Konferenzen des Baltischen Instituts an der Universität Stockholm aus den siebziger und achtziger Jahren oder auch die Ständige Konferenz der Ostseehistoriker mit Sitz an der Universität

\* Die Autorin dankt Martin Aust, Kiel, Gerret Schlaber, Apenrade, und Ilgvars Misāns, Riga, sowie Jörg Hackmann und Martin Krieger, Greifswald, für hilfreiche Anmerkungen.

<sup>1</sup> Beispielhaft seien genannt Frost, Robert: *The Northern Wars: War, State, and Society in Northeastern Europe 1558–1721*. Harlow 2000; Kirby, David: *Northern Europe in the Early Modern Period. The Baltic World 1492–1772*. London 1990; Klinge, Matti: *Östersjövärlden*. Stockholm 1985; Rebas, Hain: *Infiltration och handel: Studier i senmedeltida nordisk Balticumpolitik i tiden omkring 1440–1479*. Göteborg 1976; Troebst, Stefan: „Nordosteuropa: Geschichtsregion mit Zukunft“. In: *Scandia. Tidskrift för historisk forskning* 65 (1999), 153–168, Vorabdruck in *NORDEUROPAforum* 9 (1999:1), 53–69; Tuchtenhagen, Ralph: „The Best (and the Worst) of Several Worlds: The Shifting Historiographical Concept of Northeastern Europe“. In: *European Review of History* 10 (2003:2), 361–374; Zernack, Klaus: *Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte*. München 1977. Für einen Vorläufer aus dem 18. Jahrhundert sei verwiesen auf Schlözer, August Ludwig (Hg.): *Allgemeine Nordische Geschichte: Aus den neuesten und besten Nordischen Schriftstellern und nach eigenen Untersuchungen beschrieben und als eine geographische und historische Einleitung zur richtigen Kenntniß aller skandinavischen, finnischen, slavischen, lettischen und sibirischen Völker, besonders in alten und mittleren Zeiten*. Halle 1771.

<sup>2</sup> Die Nordischen Historikertage haben seit dem ersten Treffen 1905 in Lund 26 Mal in Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Island stattgefunden. Sie dienen auch dem Austausch mit Wissenschaftlern außerhalb der Region. Ein dauerhafter Bestand des Kongresses war 1905 nicht unbedingt vorauszusehen, stand die erste Zusammenkunft doch im Schatten der auseinander brechenden schwedisch-norwegischen Union, weshalb es auch vornehmlich von dänischen und schwedischen Historikern besucht wurde; Hemstad, Ruth: „Nordisk samklang med politiske dissonanser“. In: Max Engman und Åke Sandström (Hgg.): *Det nya Norden efter Napoleon*. Stockholm 2004 (= *Stockholm Studies in History*; 73), 187–227, hier 218.

Greifswald aus den Neunziger Jahren.<sup>3</sup> Eine eigene Kommission für die Geschichte des Ostseeraums im Welthistorikerverband, dem Comité International des Sciences Historiques (CISH), konnte auf dem 45. Deutschen Historikertag im September 2004 in Kiel verwirklicht werden.<sup>4</sup> Die damals gestartete Initiative hat dazu geführt, dass die Generalversammlung des CISH in Sydney im Juni 2005 eine solche Kommission anerkannt hat.<sup>5</sup>

Das Ziel einer Institutionalisierung im Rahmen des CISH ist allerdings schon vor über 70 Jahren verfolgt worden, nämlich auf einem „Conventus primus historicorum Balticorum“, der vom 16.-20. August 1937 in Riga abgehalten wurde. Das Treffen war weder der Geschichte des Baltikums im Sinne der drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen vorbehalten, wie die im Tagungsband<sup>6</sup> überlieferten Referate zeigen, noch wurden Teilnehmer ausschließlich aus diesen Ländern erwartet. 283 Wissenschaftler aus 13 Ländern waren angemeldet.<sup>7</sup> Der Kreis der Delegierten erstreckte sich also über den Ostseeraum hinaus, was sich konkret in der Anmeldung von vier Franzosen, einem Ungarn und einem Italiener widerspiegelte. Einer der französischen Teilnehmer soll laut der Zeitschrift *Jomsburg* der Generalsekretär des Völkerbundes, Jo-

<sup>3</sup> Die Verhandlungen des Visby Symposiet för Historiska Vetenskaper wurden in der Reihe Acta Visbyensia herausgegeben. Visby 1965–1998; die Webseite der Ständigen Konferenz der Historiker des Ostseeraums ist <http://www.uni-greifswald.de/~histor/~hanse/SKHO/Start.htm> (2.2.2009).

<sup>4</sup> Die Initiative stand im Zusammenhang mit der Sektion „Geschichte des Ostseeraums“ unter Leitung von Hain Rebas, Göteborg. Ein Sektionsbericht findet sich unter <http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=472> (2.2.2009).

<sup>5</sup> Kontaktadresse und Mitglieder des Präsidiums siehe <http://www.cish.org/F/Membres/Comint/CIHB.htm> (2.2.2009).

<sup>6</sup> Titel des Tagungsbandes: *Conventus primus historicorum Balticorum. Rigae, 16–20. VII. 1937. Acta et relata*. Riga 1938. (im Folgenden: Tagungsband). Der Tagungsband kann als eine der Hauptquellen angesehen werden. Neben den Referaten, die ohne erkennbare sachliche Zuordnung abgedruckt sind, enthält er Reden von der Eröffnungszereemonie am 16. August 1937 (Präsident Kārlis Ulmanis, Augusts Tentelis, M. Prīmanis, M. R. Liepiņš, alle Riga sowie Nils Ahnlund, Stockholm) und die Abschlussrede vom 20. August 1937 von Stanisław Kutrzeba, Krakau, den Bericht des CISH-Vertreters Michel Lhéritier und ein Vorwort. Im historischen Archiv der Universität Riga ist eine Akte vorhanden, die Korrespondenz zwischen den Organisatoren und den auswärtigen Referenten sowie zahlreiche Ausschnitte aus der damaligen Presse enthält; Information von Ilgvars Misāns, Riga, an die Verfasserin, E-Mail vom 6. Juli 2008.

<sup>7</sup> Jørgensen, Harald: „Nyt fra historisk videnskab“. In: *Historisk Tidsskrift*, 4 (1937–38), 470–471, hier 470, ohne genauere Angaben über die Anzahl der Absagen.

séph Avenol, gewesen sein, der über den Völkerbund gesprochen habe.<sup>8</sup> Die Letten selbst waren mit 139 Teilnehmern die größte Gruppe, es folgten die schwedische Delegation mit 39, die polnische mit 25 und die deutsche mit 21 Historikern. Im Vergleich dazu weniger stark vertreten waren die Kollegen aus Estland (17) und Litauen (13) sowie Dänemark (9), Finnland (8) und Norwegen (2). Aus Danzig hatten sich drei Wissenschaftler angemeldet.<sup>9</sup> Die fast an 50 Prozent reichende Teilnehmerzahl der Letten gemessen an der Gesamtteilnehmerzahl vermittelt einen ersten Eindruck von der großen Bedeutung, die der Konferenz im Lande beigemessen wurde. Gleichwohl kam es trotz der offiziellen Offenheit zu einer bewussten Einschränkung: Eine herausragende Gruppe der baltischen Geschichtsforscher, die der deutsch-baltischen Historiker, blieb wissenschaftlich außen vor und durfte keine Vorträge halten.<sup>10</sup> Sowjetische Wissenschaftler nahmen gar nicht teil.<sup>11</sup> Die Formulierung *Conventus primus* zeigt auch eine Abgrenzung von den Balti-

<sup>8</sup> o. Verf.: „Nachrichten. Der baltische Historikerkongreß in Riga“. In: *Jomsburg. Völker und Staaten im Osten und Norden Europas* 1 (1937), 406f., hier 407. Inwieweit es sich dabei um eine richtige Rede gehandelt hat, lässt sich nicht sagen; im Tagungsband ist sie jedenfalls nicht enthalten.

<sup>9</sup> Ebd., Danzig wird dort als Land gezählt. Eine Übersicht der Referenten und ihrer Themen ergibt sich aus dem Index des Tagungsbandes, wie Fußnote 6, 587f.

<sup>10</sup> von Hehn, Jürgen: „Deutschbaltische Geschichtsschreibung 1918–1939/45 in Lettland“. In: Georg von Rauch (Hg.): *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*. Köln 1986, 371–398, hier 388f. Von zwei namhaften beobachtenden Zuhörern sind Berichte über die Tagung erhalten. Die Rede ist von Jürgen von Hehn (Lettland), der einen Rückblick für die *Baltischen Monatshefte*, Riga, verfasste, und von Georg von Rauch (Estland), der in der *Deutschen Zeitung*, Dorpat, an den letzten beiden Augusttagen berichtete; von Hehn, Jürgen: „Der Baltische Historikerkongress in Riga. Ein Rückblick.“ In: *Baltische Monatshefte* 6 (1937), 483–493; von Rauch, Georg: „Der Baltische Historikerkongreß in Riga“. In: *Deutsche Zeitung* (Dorpat), 31. August 1937, zitiert nach Garleff, Michael: „Georg v. Rauch über die interethnischen Beziehungen in der baltischen Region.“ In: Ders. (Hg.): *Zwischen Konfrontation und Kompromiss*. München 1995 (= Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Geschichte und Kultur; 8), 198–215, hier 204–206.

<sup>11</sup> In sowjetischer Zeit gab es in Lettland auch kein Folgetreffen des *Conventus primus*; Ulmanis war Tabu und die Kooperation mit den Ostseehistorikern kein Thema. In einem schon völlig anderen politischen Kontext fand jedoch, organisiert von der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Lettlands unter Federführung von Prof. Ilgvars Misāns, am 20. und 21. November 1991 in Riga eine Konferenz mit dem Titel „Kulturelle Wechselwirkungen im Ostseeraum“ statt, wo man nicht nur in den Eröffnungsreden auf den *Conventus primus* zurückgriff. Leider ist die Tagung nicht dokumentiert; E-Mail von Ilgvars Misāns, Riga an die Verfasserin, 9. Juli 2005.

schen Historikertagen, die es 1908 ebenfalls in Riga und 1912 in Reval gegeben hatte, jedoch Einzelercheinungen blieben.<sup>12</sup>

Wie wurde vor diesem Hintergrund der im Titel der Konferenz angelegte transmarine Ansatz von Seiten der Gastgeber organisatorisch, personell und thematisch umgesetzt? Welche Rolle spielte das Geschichtsverständnis des kaum 20 Jahre alten lettischen Staates? Und welche Ideen und Ergebnisse brachte der Conventus für die angestrebte Institutionalisierung hervor?

### **Institutionalisierung – Ostseeraumgeschichte unter einem gemeinsamen Dach**

Im Hinblick auf eine Zusammenarbeit unter dem Dach des CISH kam man zu klaren Resultaten. Überliefert ist der Bericht des Franzosen Michel Lhéritier, der als Beobachter des CISH die Tagung besuchte, um die Gründung einer Sektion für die Geschichte des Ostseeraums zu beurteilen.<sup>13</sup> Lhéritier fungierte 1937 als Generalsekretär der erst 1926 gegründeten Dachorganisation<sup>14</sup> und schien sich in Riga nicht zuletzt aufgrund eines *repas fraternel* mit u.a. dem Stockholmer Historiker Nils Ahnlund und dem Kieler Professor für Landesgeschichte und Nordische Geschichte, Otto Scheel, ausgesprochen wohl gefühlt zu haben.

Lhéritiers Urteil fiel wohlwollend und konkret aus: Unter dem Dach des Comité international sollte eine Gruppe für die Erforschung der Geschichte des Ostseeraumes etabliert werden. Die Arbeitsmodalitäten der Gruppe sollten auf dem Internationalen Historikerkongress in Zürich im folgenden Jahr festgelegt werden.<sup>15</sup> Die Delegierten gründeten daraufhin noch in Riga ein Organisationskomitee unter Leitung von Nils

<sup>12</sup> Jürjo, Indrek: „Die Versammlung deutscher Historiker in Reval/Tallinn am 10. und 11. April 1933 – Ergebnis und Wirkungen“. In: Garleff 1995, wie Fußnote 10, 171–183, hier 171.

<sup>13</sup> Lhéritier, M[ichel]: „L’Histoire internationale de la Baltique et la cooperation des Historiens“. In: Tagungsband, 577–585.

<sup>14</sup> Erdmann, Karl Dietrich: *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques*. Göttingen 1987, hier v. a. 137–162 sowie der Anhang ab 449.

<sup>15</sup> Ebd., 585.

Ahnlund.<sup>16</sup> Das von Lhéritier befürwortete Komitee wurde dann auf der Züricher Konferenz etabliert, wiederum mit Ahnlund als Vorsitzendem.<sup>17</sup> Die Folgekonferenz zum Conventus von 1937, die für 1941 in Schweden geplant war, hat aufgrund des Zweiten Weltkriegs allerdings nicht mehr stattfinden können.

In Bezug auf die strukturierte Zusammenarbeit zwischen Historikern aus dem Ostseeraum hatte der Conventus weiterhin direkte, regionale Auswirkungen. So kam es im Anschluss an das Treffen in Riga zu den „Dorpater Vereinbarungen der polnischen und estnischen Historiker“, die u.a. den Austausch von Büchern und Archivalien sowie die Gewährung gegenseitiger Stipendien fördern sollten.<sup>18</sup>

Die Frage nach Ideen für eine Zusammenarbeit der Ostseeraumhistoriker führt weiter zum Tartuenser Wirtschafts- und Sozialhistoriker Hans Kruus. Kruus' Stellung als Redner auf dem Conventus primus hob sich in zweifacher Hinsicht vom Feld der Referenten ab. Er war nicht nur der einzige estnische Redner. Sein Referat „Der Kampf um die Ostsee als Aufgabe der Geschichtswissenschaft“<sup>19</sup> beschäftigte sich auch als einziges unter 57 anderen mit der institutionellen Weiterentwicklung der Forschung über die Geschichte des Ostseeraumes und stand damit außerhalb der Sektionen. Diese umfassten fünf Teilgebiete, nämlich Frühgeschichte und Archäologie, Allgemeine Geschichte, Kulturgeschichte, Kriegsgeschichte sowie Archivwissenschaft,<sup>20</sup> wobei man weder insgesamt noch in den Sektionen erkennbar einer übergeordneten Fragestellung nachging.

<sup>16</sup> Dies geht aus einer Abschlussrede des Rektors der Universität Krakau, Stanis law Kutrzeba, hervor, der die Beschlüsse der Tagung zusammenfasste; Tagungsband, 26–28, hier 26.

<sup>17</sup> Ahnlund, Nils: „Underr attelser. Internationella Historikerkongressen i Zürich“. In: *Historisk Tidskrift*, 58 (1938), 401–405, hier 405, sowie Erdmann 1987, wie Fußnote 14, 458. Die Dokumentation des Züricher Treffens durch das CISH selbst gibt keinen Aufschluss über die Gründungen der Komitees; Comité International des Sciences Historiques: *VIII<sup>e</sup> Congrès International des Sciences Historiques Zurich, 1938. Actes du Congrès*, Paris 1939.

<sup>18</sup> o. Verf.: „Nachrichten. Die Dorpater Vereinbarungen der polnischen und estnischen Historiker“. In: *Jomsburg. Völker und Staaten im Osten und Norden Europas* 1 (1937), 407. Zur Ausblendung der deutsch-baltischen Geschichtsforschung siehe die Kritik von Georg von Rauch bei Garleff 1995, wie Fußnote 10, 205.

<sup>19</sup> Kruus, Hans: „Der Kampf um die Ostsee als Aufgabe der Geschichtsforschung.“ In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 31–36.

<sup>20</sup> Jörgensen 1937–38, wie Fußnote 7, 470.

Hans Kruus (1891–1976), der in der jüngeren Generation der professionellen estnischen Historiker eine führende Position einnahm,<sup>21</sup> hatte sich bis dato in erster Linie mit Arbeiten zur Agrargeschichte des 19. Jahrhunderts sowie zur historischen Heimatforschung hervorgetan. Seine führende Position hatte er 1932 mit dem Grundriß der Geschichte des estnischen Volkes ausbauen können.<sup>22</sup> Wie er zu diesem Referat gekommen war und wie es von den Kollegen aufgenommen wurde, muss an dieser Stelle leider offen bleiben.

Auch wenn Kruus' Perspektive auf die Geschichte des Ostseeraumes als Geschichte des Kampfes der Diktion seiner Zeit entstammt,<sup>23</sup> enthält sein Referat doch viele Gedanken, die auch heute noch Bestand haben sollten. Konkret forderte er ein internationales Institut, getragen von den Ostseestaaten und mit einer eigenen Publikationsreihe, etwa in Form einer Zeitschrift oder eines Jahrbuches.<sup>24</sup> Aufgaben des Instituts sah er in der Systematisierung von Forschungsthemen und der Verbreitung von Forschungsergebnissen sowie in der Erstellung einer systematischen Bibliographie und rezensierender Berichterstattung. Darüber hinaus sollten Sammelarbeiten organisiert und veröffentlicht werden und Möglichkeiten der „persönlichen Fühlungsnahme“ geschaffen werden.<sup>25</sup>

Es kennzeichnet Kruus' Argumentation, dass er die bestehende Forschung nicht übergang, sondern streckenweise als zu einseitig beschrieb. So kritisierte er beispielsweise die *Jomsburg* und die vom polnischen Ostsee-Institut herausgegebene Zeitschrift *Baltic Countries* als „ideologisch zu eng an den Interessen ihrer Länder ausgerichtet“<sup>26</sup>. Er

<sup>21</sup> Kivimäe, Sirje und Jüri Kivimäe: „Hans Kruus und die deutsch-estnische Kontroverse“. In: Garleff 1995, wie Fußnote 10, 154–170, hier 163.

<sup>22</sup> Kruus, Hans: *Grundriß der Geschichte des estnischen Volkes*. Tartu 1932; Kivimäe 1995, wie Fußnote 21, 161–165.

<sup>23</sup> Der Begriff „Kampf um die Ostsee“ etablierte sich spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts; dazu Hackmann, Jörg: „Die Ostsee in der polnischen Historiographie“. In: *NORDEUROPAforum* 14 (2004:2), 43–66, hier 48. Kennzeichnend für Kruus war, dass er mit dem Thema des Kampfes um die Ostsee nicht ausschließlich militärische Auseinandersetzungen verband, sondern auch dessen politische, kulturelle und wirtschaftliche Facetten sowie die Beziehungen der betroffenen Völker untereinander; Tagungsband, wie Fußnote 6, 35.

<sup>24</sup> Tagungsband, wie Fußnote 6, 34f.

<sup>25</sup> Ebd., 35f.

<sup>26</sup> Ebd., 35.

hob auch kein Land als Motor für die Umsetzung seiner Ideen hervor, sondern ging im Gegenteil von einem geographisch weiten, gleichberechtigten Teilnehmerkreis aus. Neben Historikern aus den unmittelbar an die Ostsee grenzenden Ländern, zu denen er indirekt auch Norwegen rechnete, wollte er Kollegen aus Holland und England, den alten Seemächten, beteiligen, und wegen der historischen Beziehungen Frankreichs zu Schweden, Dänemark und Russland auch Franzosen einbeziehen. Mit diesem weit gefassten Teilnehmerkreis schloss Kruus sich einer regionalen Ausdehnung an, der auch die Zeitschrift *Baltic Countries* folgte.<sup>27</sup> Über den geographischen Radius des *Conventus primus* reichten Kruus' Ideen jedoch hinaus, englische, holländische oder v.a. auch russische Wissenschaftler nahmen ja nicht teil. Mit dem Plädoyer für einen gleichberechtigten, geographisch weit gefassten Teilnehmerkreis ging sein Wunsch einher, „dass dieses Werk [die gemeinsame Forschung, UHD] nicht nur ein Monument für die Sieger sein sollte, sondern auch für die Besiegten, nicht nur für die Großen, sondern auch für die Kleinen.“<sup>28</sup>

Insgesamt war Kruus' Beitrag auffallend engagiert und zukunftsorientiert. Welche Konzepte von Geschichtswissenschaft, zumal des Ostseeraumes, standen diesen Überlegungen seitens des Gastgeberlandes gegenüber? Welche waren dessen Vertreter?

### **Instrumentalisierung – lettische Akteure und Konzepte**

Ein wichtiger Faktor, aufgrund dessen der Charakter des *Conventus* verständlich wird, ist die politische Situation in Lettland. Herrschte mit der republikanischen Verfassung von 1922 in dem sich drei Jahre zuvor unabhängig erklärten Land ein politisches System mit Parallelen zur Weimarer Republik, wandelte sich die Szenerie ab Ende der zwanziger Jahre in Anbetracht eines anwachsenden lettischen Nationalismus, was 1934 zu einer einschneidenden Wende führte. Ministerpräsident Kārlis Ulmanis verhängte den Kriegszustand und etablierte ein autoritäres Regime, indem er die Legisla-

<sup>27</sup> Hackmann 2004, wie Fußnote 23, 54.

<sup>28</sup> Tagungsband, wie Fußnote 6, 33.

tive sowie die Ämter des Ministerpräsidenten und des Staatspräsidenten in seiner Person zusammenfasste. Fortan sah er sich als „Führer des Volkes“.<sup>29</sup>

Als solcher übernahm er denn auch die Schirmherrschaft der Tagung. Sein Portraitfoto schmückt die erste Seite des Tagungsbandes. Als Tagungspräsident fungierte Bildungsminister Augusts Tentelis. Ihm zur Seite stand Francis Balodis, dem als Generalsekretär der Tagung organisatorische Aufgaben wie u. a. der Druck des Tagungsbandes oblagen.<sup>30</sup>

Diese hochoffizielle Verankerung der Tagung macht deutlich, dass der *Conventus primus*, bei aller wissenschaftlichen Präsenz, eine staatstragende Angelegenheit sein sollte. Dies kam nicht von ungefähr. Die lettische nationale Geschichtsschreibung stand in den 1930er Jahren noch ziemlich am Anfang, hatte sie sich doch erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt. Die Gründung eines unabhängigen lettischen Staates 1918 bedeutete einen neuen Abschnitt in der historischen Forschung, die mit dem Staatsstreich von Kārlis Ulmanis im Mai 1934 eine noch stärkere politische Dimension erhielt.<sup>31</sup> Mit Leo Dribins kann man den Aufbau einer lettischen Nationalhistoriographie in zwei Phasen beschreiben. Während die erste Phase vom September 1919 (Gründung der Universität Lettlands in Riga) bis zum 15. Mai 1934 (Staatsstreich durch Ulmanis) durch den Einfluss der parlamentarisch-demokratischen Staatlichkeit gekennzeichnet war, stand die zweite Phase vom 16. Mai 1934 (Beginn des autoritären Regimes) bis 17. Juni 1940 (Beginn der sowjetischen Annexion) völlig unter dem Eindruck des autoritären Regimes und der Ulmanis'schen Ideologie.<sup>32</sup> Dabei galt es nicht

<sup>29</sup> Garleff, Michael: *Die baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Regensburg 2001, 116–124. Zur Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert siehe auch Bleiere, Dania u. a.: *History of Latvia – the 20<sup>th</sup> Century*. Riga 2006.

<sup>30</sup> Dies geht aus einer Abschlussrede des Rektors der Universität Krakau, Stanislaw Kutrzeba, hervor, der die Beschlüsse der Tagung zusammenfasste; Tagungsband, wie Fußnote 6, 26–28, hier 26f.

<sup>31</sup> Feldmanis, Inesis: „Die lettische Historiographie“. In: Garleff 1995, wie Fußnote 10, 133–138, hier 133.

<sup>32</sup> Dribins, Leo: „Zum institutionellen Aufbau der Nationalhistoriographie in Lettland in der Zwischenkriegszeit“. In: *ZfO* 50 (2001), 188–197, hier 189. Einen Überblick zu den Wirkungen der Ulmanisschen Ideologie auf die lettische Geschichtsschreibung bietet Butulis, Ilgvars: „Auswirkungen der autoritären Ideologie von Kārlis Ulmanis auf die lettische Geschichtsschreibung“. In: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2007:2), 149–158.

zuletzt, die deutsche und deutschbaltische Geschichtsschreibung zurückzudrängen, die bis 1918 mindestens neun Zehntel der Werke zur lettischen Geschichte gestellt hatte. Außerdem sollte die vom Regime behauptete Existenz lettischer Staaten schon vor 1500 bis 2000 Jahren „nachgewiesen“ werden.<sup>33</sup>

Ulmanis, der durch sein persönliches Eingreifen in die Forschung auch ganz konkret ein Akteur in der Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft war,<sup>34</sup> sah Geschichte als unverzichtbaren Bestandteil politischer Ideologie und als Grundlage des lettischen Nationalstaates an. Geschichte wurde auf eine erzieherische Funktion reduziert beziehungsweise konzentriert. Sie sollte dazu dienen, eines seiner Hauptziele zu fördern, nämlich ein Lettland der Letten zu schaffen und ideologisch zu begründen. Außerdem sollte sie letzten Endes auch sein autoritäres Regime zu legitimieren helfen.<sup>35</sup>

Diese Hintergründe spiegelten sich in der Rede, mit der Ulmanis die Tagung eröffnete. Mit einigem Pathos gab er sich als geschichtsbewusster Staatsmann. Die Geschichtswissenschaft pries er als *science populaire* im buchstäblichen Sinne und bezeichnete den Weltkrieg als dasjenige Ereignis, das in seinem Ausgang den Begriff des Volkes erst in seinem vollen Inhalt hervorgebracht habe.<sup>36</sup> Seine Ausführungen gipfelten in der Feststellung, „dass vielmehr oft der Anteil großer Staaten an der Entwicklung der Menschheit im Verhältnis geringer gewesen ist, als die von kleineren, aber national stärkeren Staaten geschaffenen Werte und vollbrachten Taten“.<sup>37</sup> Indem er die Bedeutung des Volkes in der Geschichte und als Gegenstand der Geschichtswissenschaft hervorhob, äußerte er sich zum einen im Sinne einer damals verbreiteten Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaft. Die Begriffe „Volk“ und „Volkstum“ hatten seit 1918, auch im Zuge der Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, in der Geschichtswissenschaft eine Neubewertung erfahren und die Bedeutung des Staates

<sup>33</sup> Dribins 2001, wie Fußnote 32, 188; Butulis 2007, wie Fußnote 32, 152.

<sup>34</sup> Butulis 2007, wie Fußnote 32, 151.

<sup>35</sup> Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 134.

<sup>36</sup> „Discours d’ouverture de Monsieur le Président de la République le 16 août 1937.“ In: Tagungsband, wie Fußnote 7, 16–19, hier 16f.

<sup>37</sup> „... mais que fort souvent la part des grands Etats dans le progrès de l’humanité a été relativement plus pauvre, sous le rapport des valeurs créées et du travail accompli, que celle d’Etats plus petits, mais nationalement plus fort.“ Ebd., 18.

zurückgedrängt.<sup>38</sup> Zum anderen war seine Rede eine nationalistische Untermauerung der Einheit und historischen Bedeutung des – kleinen – lettischen Volkes. Dabei ging er subtil vor, mit der Geste des vergeistigten, die Geschichte verehrenden Politikers. So fiel der Name Lettland in diesen Passagen seiner Rede kein einziges Mal.

Aus dieser Perspektive passte es nur zu gut, ausgerechnet Bildungsminister Tentelis an führender Position in den Kongress einzubinden. Tentelis hatte nicht nur das passende politische Amt, er war selbst studierter Historiker. Als solcher hatte er seit 1920 an der Universität Riga zuerst als Dozent, dann als Professor gelehrt und war dort auch Rektor geworden.<sup>39</sup> Auch er instrumentalisierte die Geschichte für politische Zwecke, wie Äußerungen im Rahmen von Kursen für Geschichtslehrer 1936 beispielhaft zeigen. Dort erklärte er, „dass es neben der faktischen auch eine nationale Wahrheit gibt, wobei man bei der Verkündung dieser Wahrheit durchaus subjektiv sein darf“<sup>40</sup>. Neben seiner Funktion als Minister stand Tentelis zudem an der Spitze des Historischen Instituts. Francis Balodis wiederum war dessen Vizedirektor. Der studierte Archäologe war seit 1924 Professor in Riga und hatte von 1932 bis 1940 auch den Vorsitz der Denkmalverwaltung inne.<sup>41</sup> Diese Verflechtungen machten es leicht möglich, nicht nur die Universität, sondern auch das Institut für die Geschichte Lettlands in Planung und Durchführung des Conventus einzubinden. Dies wiederum konnte der Ulmanis'schen Instrumentalisierung des Historikertreffens nur dienlich sein. Denn die Gründung des Instituts für die Geschichte Lettlands am 14. Januar 1936 war ein deutlicher Schritt hin zu einer Verstaatlichung der Geschichtswissenschaft. Laut Gründungsgesetz sollte die neue Forschungsstätte „als höchste wissenschaftliche Staatsbehörde für die Forschung der lettischen und allgemeinen Geschichte“ ihre Arbeit aufnehmen.<sup>42</sup> Staatspräsident Ulmanis wurde nicht nur Ehrenmitglied des Instituts, er ließ ihm aus seinen persönlichen Mitteln jedes Jahr auch eine stattliche Summe zukommen.<sup>43</sup> Darüber hinaus traten Tentelis und Balodis mit Publikationen ganz im Sinne des ulmanisschen Ge-

<sup>38</sup> von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 379. Zur Diskussion über Volksgeschichte als populäre Variante der Geschichtsschreibung nach dem 1. Weltkrieg siehe Hettling, Manfred (Hg.): *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*. Göttingen 2003.

<sup>39</sup> von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 388, dort: Fußnote 67.

<sup>40</sup> Zitiert nach Butulis 2007, wie Fußnote 32, 151.

<sup>41</sup> von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 389, dort: Fußnote 70.

<sup>42</sup> Zitiert nach Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 134; Butulis 2007, wie Fußnote 32, 150.

<sup>43</sup> Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 134.

schichtsverständnisses in Erscheinung, die im Rahmen der Institutsarbeit initiiert und gefördert wurden. So war der Bildungsminister beispielsweise an der Herausgabe der Reihe „Lettlands Geschichtsquellen“ beteiligt, während der Vizedirektor des Instituts sich mit der lettischen Vor- und Frühgeschichte in dem umfangreichen Werk „Geschichte Lettlands“ befasste.<sup>44</sup>

Während des Conventus wurde den Teilnehmern die Geschichte ihres Tagungslandes auch ganz handfest dargeboten. Sie erwartete ein stattliches Kulturprogramm, was zeigt, dass den Veranstaltern die Vermittlung lettischer Tradition und Kultur am Herzen lag. So sorgte an zweien der fünf Konferenztage ein Ausflugsprogramm für Abwechslung, das die Wissenschaftler z. B. durch Kurland und zur Ronneburg, dem Sitz des Rigaer Erzbischofs, führte. Die Stadt selbst präsentierte sich durch eine große Ausstellung, die die Entwicklung Rigas durch die Jahrhunderte nachzeichnete. Ein Höhepunkt dürfte der Empfang auf dem Rigaer Schloss gewesen sein, zu dem der Staatspräsident lud.<sup>45</sup>

Deutlich wird aus dem Index des Tagungsbandes, dass die Sektion Frühgeschichte und Archäologie mit 16 von 56 Beiträgen sehr gut besetzt war, während der Archivwissenschaft mit nur 4 Beiträgen weniger Raum gegeben wurde.<sup>46</sup> Diese Akzentuierung der Frühgeschichte und Archäologie spiegelt einen weiteren Aspekt der offiziellen Geschichtsauffassung unter Ulmanis. Es war nicht mehr gefragt, die lettische Geschichte in eine „deutsche“, eine „polnische“, eine „schwedische“ oder eine „russische“ Periode zu unterteilen. Vielmehr sollte die Geschichte der Letten in drei großen Abschnitten betrachtet werden: die Vorgeschichte der Letten (auch als Alte Geschichte bezeichnet), deren ältere Geschichtsperiode sowie die neueste Geschichte der Letten, womit die letzten hundert Jahre gemeint waren. Die politische wie wissenschaftliche Aufmerksamkeit lag auf der Alten Geschichte als Periode vor der Ankunft der Deutschen, was mit einer Konzentration auf archäologische Ausgrabungen einherging.<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Ebd., 135.

<sup>45</sup> Jørgensen 1937–38, wie Fußnote 7, 471.

<sup>46</sup> Eine Aufteilung zwischen den Bereichen Allgemeine Geschichte, Kulturgeschichte und Kriegsgeschichte ist kaum aussagekräftig vorzunehmen. Es wurde jedenfalls keine Sektion alleine von einer Delegation bestritten.

<sup>47</sup> Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 136; Butulis 2007, wie Fußnote 32, 152.

Diese an den politischen Zielen der Förderung der Geschichtswissenschaft orientierte Ausrichtung lässt sich im Kreis der lettischen Redner institutionell wie inhaltlich weiterverfolgen. Das lettische Geschichtsinstitut war auch hier durch leitende Repräsentanten wie den späteren Vizedirektor und führenden Historiker Lettlands, Arveds Švābe, und den Generalsekretär Margers Stepermanis vertreten.<sup>48</sup> Inhaltlich standen beide Wissenschaftler für zwei neue Thesen innerhalb der lettischen Geschichtswissenschaft, die sich großer Popularität erfreuten und auch von Ulmanis anerkannt wurden. Zurückgehend auf Forschungen von Švābe wurde erstens behauptet, dass es bereits im 12. und 13. Jahrhundert feste lettische staatliche Organisationen und Städte gegeben habe und dass man zweitens das Verhältnis zwischen Letten und Deutschen seit dem 13. Jahrhundert durchgängig als feindlich bezeichnen könne.<sup>49</sup> Die Referenten Adolf Karnups und Eduards Šturms, beide Archäologen, repräsentierten das Staatliche Historische Museum Lettlands, Fachkollege Rauls Šnore das Museum für Stadtgeschichte Rigas, und mit Janis Bērziņš<sup>50</sup> vertrat der Direktor des Historischen Archivs Lettlands die lettische Geschichtswissenschaft.<sup>51</sup> Er informierte in einem deskriptiven Vortrag „Über das Archivwesen Lettlands“ und stellte damit die Forschungsmöglichkeiten seines Landes dar.<sup>52</sup>

Untersucht man die übrigen lettischen Referate, so stellt man fest, dass hier der Themen- und Thesenkanon, aus dem heraus die lettische Geschichte unter Ulmanis betrachtet und geschrieben werden sollte, seinen Ausdruck fand.<sup>53</sup> Zentrale Punkte waren die Darstellung der Letten als altes Kulturvolk, einhergehend mit der Idealisierung des lettischen Bauern und der Landwirtschaft. Diese Motive finden sich in den dem Be-

<sup>48</sup> von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 389, dort: Fußnote 71 und 72; Švābe, A[rveds]: „Die Nachwirkungen der Wikingerzeit in der lettischen Rechtsgeschichte“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 197–205; Stepermanis, M[argers]: „J. G. Eisen et ses luttes pour l’abolition du servage an Livonie et en Courlande“. Ebd., 501–507.

<sup>49</sup> von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 389; Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 136f.

<sup>50</sup> Zusammen mit dem ebenfalls in Riga vortragenden Arnolds Spekke unterstützte dieser die Idee der durchgängig feindlichen deutsch-lettischen Beziehungen; Feldmanis 1995, wie Fußnote 31, 137.

<sup>51</sup> Information von Ilgvars Misāns, Riga, an die Verfasserin, E-Mail vom 6. Juli 2008.

<sup>52</sup> Bērziņš, Janis: „Über das Archivwesen Lettlands“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 573–576.

<sup>53</sup> Der Themen- und Thesenkanon wird erläutert bei Butulis 2007, wie Fußnote 3, 151–157.

reich Frühgeschichte und Archäologie zuzurechnenden Referaten.<sup>54</sup> Ohnehin fällt hier auf, dass sieben von elf lettischen Vorträgen dieser Sektion zuzuordnen sind – was sicherlich auch dem politischen Interesse an einer solchen Darstellung der Geschichte geschuldet war. Dazu gehörte auch, eine frühe wirtschaftliche Potenz der Letten herauszustellen, wie dies Rauls Šnore in seinen Ausführungen „Zur Typologie der frühen Silberbarren in Lettland“ tat. Dort erklärte er es für möglich, dass die in Lettland gefundenen Silberbarren eigens von Letten hergestellt worden sein könnten und nicht auf Importe zurückzuführen seien.<sup>55</sup>

Zwei weitere Themen in der Geschichtsschreibung nach dem 15. Mai 1934 verbanden sich schließlich in Stepermanis' Referat „J.G. Eisen et ses luttes pour l'abolition du servage en Livonie et en Courlande“. Die Rede ist von der Behandlung der Geschichte Kurlands als einem freien, lettischen Kurland und der Ablehnung der These, dass die Letten sich je in Leibeigenschaft befunden hätten. Insgesamt brachten die lettischen Redner keine neuen Themen auf die Tagesordnung, sondern folgten den Vorgaben des Regimes und sprachen über die Geschichte ihres Landes. Dies trifft auch für den Vortrag von Arnolds Spekke „Point de vue letton sur la question Baltique au 16. siècle“ zu, der das Ziel verfolgte, ein lettisches Volk mit einem lettischen „geistigen Erbe“ (*patrimoine spirituel*) zu konstatieren, das es immer gegeben habe. Dieses Erbe vermöge die jüngste lettische Geschichte zu erklären.<sup>56</sup>

Bezüglich der Frage nach der Umsetzung des transmarinen Ansatzes des Konferenznamens „*Conventus primus historicorum Balticorum*“ und der Verschränkung von lettischer Geschichtswissenschaft und Politik lohnt schließlich einen Blick auf zwei weitere Quellen: Erstens die einleitende Rede des Tagungspräsidenten Tentelis vom

<sup>54</sup> Adamovičs, Ludvigs: „Der Acker und sein Ertrag in der altlettischen Volksüberlieferung“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 133–138; Blesse, Ernests: „Sprache als Quelle zur Geschichte der lettischen Volksstämme“. Ebd., 70–82; Karnups, Adolfs: „Der Burgberg Talsi“. Ebd., 110–115; Wipper, Robert: „Der Sachsenspiegel und das livländische Ritterrecht“. Ebd., 206–213; im Hinblick auf die Betonung der Bedeutung der Bauern auch Dunsdorfs, Edgars: „Der Außenhandel Rigas im 17. Jahrhundert“. Ebd., 457–486, hier 466.

<sup>55</sup> Šnore, Rauls: „Zur Typologie der frühen Silberbarren in Lettland“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 168–193.

<sup>56</sup> Spekke, Arnolds: „Point de vue letton sur la question Baltique au 16. siècle“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 341–346, hier v. a. 346.

16. August 1937 und zweitens das Vorwort, das er und der Generalsekretär der Tagung, Balodis, dem Tagungsband voranstellten.<sup>57</sup> Beide Quellen spiegeln einen Universalitätsanspruch: Sie sind auf Latein abgefasst, obwohl Deutsch und Französisch die Konferenzsprachen waren.<sup>58</sup>

Die einleitende Rede ist geprägt von einer umfangreichen Dankes-Adresse an den „hervorragendsten Präsidenten unseres Staates, der uns die Möglichkeit gab, diese Tage abzuhalten“<sup>59</sup>. Über das Zustandekommen der Tagung erfahren wir so viel, dass dem Conventus Gespräche zwischen lettischen und schwedischen Historikern vorausgegangen waren.<sup>60</sup> Die staatlich gelenkten, historischen Institutionen – das Institut der Universität und das Institut für die Geschichte Lettlands – werden als Vollen der der Pläne zur Konferenz hervorgehoben. Insgesamt markiert die Rede den politischen Einfluss auf den Conventus primus, ohne allerdings, taktvoll genug, ein Lob für die Unterstützung seitens ausländischer Kollegen und Regierungen zu vergessen. Als hauptsächliche Motivation, die Tagung abzuhalten, findet sich das Instrumentarium wissenschaftlichen Austausches: „die herzliche Zusammenarbeit von Männern des Historikerstandes, ehrliche Freundschaft, ein gemeinsames Anhören der

<sup>57</sup> „Izglītības ministra prof. A. Tenteļa konferences ievada runa 16. VIII./1937“. In: Tagungsband, wie Fußnote 6, 20 f.; o.V.: [Vorwort]. Ebd., 9. f.

<sup>58</sup> Der Berichterstatter in der *Jomsburg* sieht das Deutsche, der deutsch-baltische Historiker Jürgen von Hehn, der in den *Baltischen Monatsheften* über die Tagung berichtete, sieht das Französische als Tagungssprache an; o.Verf., wie Fußnote 8, 407; von Hehn 1986, wie Fußnote 10, 483.

<sup>59</sup> „Praeses Excellentissimo Principi Rei publicae nostrae ..., qui potestatem nobis dedit diorum horum habendorum“. Rede Tentelis, wie Fußnote 57, 20.

<sup>60</sup> Ebd. Offenbar hatten sich die Organisatoren im Vorfeld mit der Stockholmer Hochschule beraten. Der dortige Rektor, Sven Tunberg, soll schon ein Jahr zuvor seine feste Unterstützung zugesagt haben; o. Verf., wie Fußnote 9, 407. Ebenfalls auf schwedischen Wunsch war die Tagung eine Woche vorverlegt worden; o. Verf.: „Allmänt“. In: *Historisk Tidskrift*, 57 (1938), 183–184, hier 183. Eventuell liefen auch über den Wirtschaftshistoriker Edgars Dunsdorfs, Mitglied in der lettischen Delegation, Kontakte, der ab 1934 einen Forschungsaufenthalt in Schweden absolvierte. Der Kommentator in der Zeitschrift *Osteuropa* berichtet auch von einer Rücksprache mit polnischen Historikern; o. Verf.: „Bericht. Der Baltische Historikerkongreß in Riga 16.–20. 8. 1937“. In: *Osteuropa. Zeitschrift für die gesamten Fragen des europäischen Ostens* 13 (1937–1938), 155–159, hier 155.

Themen, Übereinstimmung darin bei dieser Zusammenkunft, aber auch äußerst fruchtbare Streitgespräche (...)“<sup>61</sup>.

Bemerkenswert ist die Verbindung zwischen Motiv und der Idee, wie die Geschichte des Ostseeraumes zu erforschen wäre. Sie zeigt klare transmarine, interregionale und internationale Ansätze. So führte Bildungsminister Tentelis aus:

„Sie (die Teilnehmer, UHD) sind mehr als bereit, am heutigen Tage also und an den folgenden mit höchstem Einsatz wissenschaftlich darüber zu debattieren, was die Geschichte der Ostsee-Gestade und der sie angrenzenden Völker sei. Zahlreiche Probleme – so viel steht fest, deren Lösung äußerst schwierig für jedes einzelne jener Völker wäre, sollen von allen gemeinsam gelöst werden. Schließlich waren jene Völker nie losgelöst voneinander und ihre Beziehungen sind – wenn auch in unterschiedlichem Grade – miteinander verbunden. Deshalb muss die Last der Fragen, auf die diese Völker außerhalb ihres ureigensten heimischen Bereiches stießen, ohne Zweifel mit vereinten Kräften geschultert werden. Diese Probleme nämlich, diese Fragen, sind nicht nur Sache eines einzigen Mannes, ja nicht einmal einer einzigen Generation von Männern. Auch wenn sich ein Volk mit höchster Anstrengung eifrigst daran machen würde, seine Taten zu beschreiben und zu erörtern und sich noch so sehr bemühen würde, jene zu beschreiben und die Geschichte – sei es die des Volkes oder seiner Region – gründlichst zu lernen, würde das Vorhaben doch niemals ohne die Arbeit ausländischer Historiker richtig zu Ende gebracht werden.“<sup>62</sup>

Dieser Ausgangspunkt, der ja durch das Referat von Hans Kruus und die Schritte in Richtung einer Sektion für die Geschichte des Ostseeraumes im CISH eine praktische Umsetzung erfuhr, ist im Vorwort des Tagungsbandes nicht einmal mehr im Ansatz zu erkennen. Der Text liest sich zu Dreivierteln – der Rest behandelt Formalia – wie ein

<sup>61</sup> „virovum ordinis historicorum collaboratio cordialis, sincera amicitia, rerum auditio communis et consensus eorumque congressus atque disputationes creberrimae necessariae ...“. Rede Tentelis, wie Fußnote 57, 20.

<sup>62</sup> “Hoc igitur die et sequentibus summa cum contentione, quae orae maris Baltici eiusque accolarum gentium historia sit, studiis paratissimi sunt contendere; inter omnes si constat problemata plurima solutionis difficillimae unicuique harum gentium solvenda esse, non tamen disjunctiae gentes illae semper fuerunt eorumque relationes mira cum varietatae inter se connexae sunt, qua de causa tanta moles quaestionum, quae his nationibus extra vitam domesticam evenerant, viribus unitis solvenda esse satis cognitum est. Quamvis et labore summo niti volet populus res gestas suas describendo easque descryptando et historias cum populi tum regionis suae maxime ediscere eniteat, numquam sine labore historicorum aliorum res usque ad finem deducta erit: ...”. Ebd.

Abriss über die aktuellen Erkenntnisse der lettischen Geschichtswissenschaft, die programmatisch den Vorgaben des Regimes Folge leisten: Archäologie und Frühgeschichte als Disziplinen, die die „Taten unseres Volkes [...] von den frühesten Zeiten an nachvollziehbar machen“, gefolgt von einem Herausstellen von „Macht und Einfluss des lettischen Volkes ... schon vom 13. Jahrhundert an bis in unsere Zeit“<sup>63</sup>. Hinzu kam die Idealisierung der Landwirtschaft und die Stellung der Bauern: „Frei erfundene Geschichten über deren angeblich äußerst ärmliche Situation haben wir widerlegt“<sup>64</sup>.

Der ideologische Anstrich des Tagungsbandes wird schließlich entlarvt durch die Erklärung, warum der Conventus überhaupt durchgeführt wurde. Vom fruchtbaren Austausch im gegenseitigen Interesse ist nun keine Rede mehr, vielmehr waren „diese Entwicklungen in jüngerer Zeit [...] Ansporn, ein Treffen von Historikern, die unsere Arbeit sehen und schätzen sollten, nach Riga einzuberufen“<sup>65</sup>.

### **Ergebnisse – keine Geschichtswissenschaft für den Ostseeraum**

Zusammenfassend zeigt sich ein Spannungsfeld, in dem der Conventus primus im Hinblick auf seine historiographische Ausrichtung steht. So wird durch die personelle und inhaltliche Ausrichtung der lettischen Delegation der Versuch deutlich, nationale Perspektiven auf den Ostseeraum zu projizieren. Transnationale Fragestellungen und Herangehensweisen sind kaum auszumachen. Es ging also nicht um eine Geschichte des Raumes, die nationale und staatliche Grenzen überschreitet, sondern vielmehr um eine Präsentation lettischer Geschichte aus der Perspektive des Ulmanis-Regimes. Von einer Geschichtswissenschaft für den Ostseeraum, die nicht zuletzt im Tagungstitel angesprochen wird, kann keine Rede sein. Dies zeigt sich weiterhin an der institutionellen Aufstellung der Tagung im Hinblick auf Organisatoren und Referenten. Das völlige Ignorieren der deutsch-baltischen Historiker, welche nicht zu der Tagung eingeladen waren, setzte in diesem Zusammenhang einen weiteren Akzent.

<sup>63</sup> „... res gestas populi nostri ... ab antiquissimis temporibus perspicere potuerant“. „... Lettorum populi vim atque auctoritatem ... iam a saeculo XIII ineunte usque ad tempora nostra“. Vorwort, wie Fußnote 57, 9.

<sup>64</sup> „fabulas fictas de eorum situ miserrimo redarguimus ...“. Ebd.

<sup>65</sup> „Quae omnia nuper facta admonuit nos concilium historicorum, qui labores nostros viderent atque aestimarent, in urbe Riga convocare“. Ebd., 10.

Demgegenüber finden wir den übergreifenden, auf eine gemeinsame, das gegenseitige Verständnis fördernde Forschung ausgerichteten Ansatz von Hans Kruus, der in dem Ziel, ein Komitee im CISH zu begründen, auf der Rigaer Tagung auch praktisch zum Ausdruck gekommen ist. Dass diese Tatsache in der Herausgabe des Tagungsbandes überhaupt keine Beachtung mehr fand, unterstreicht, dass der *Conventus primus historicorum Balticorum* für die lettischen Gastgeber ein weiteres Instrument zur Politisierung der Geschichtswissenschaft war.

# Hot Love and Cold People

## Sexual Liberalism as Political Escapism in Radical Sweden

*Carl Marklund*

### Summary

The longstanding association of the “North” with “rationality” on the one hand and “Sweden” with “sex” on the other fulfilled a particular role in the *philosophical geography* of the radical 1960s and 1970s. By looking at works by Susan Sontag and Roland Huntford, this article proposes that Sweden could aid both radicals and conservatives in making sense of the “Western” heritage in an era of fundamental cultural change. While Sontag regarded sexual liberalism as part of a deeper fear of conflict, Huntford saw Swedish sexual liberalism as a result of political control. Both Sontag and Huntford agreed that in the end, the Swedes were not “authentically” liberated. This kind of “septentrionalism” helped Sontag and Huntford to construct a cultural compass with a negative North pole of cold, rational, and unnatural “modernity” as representative of elements which they both sought to combat in their respective home countries.

### Zusammenfassung

Der altbekannte Zusammenhang zwischen dem „Norden“ und „Rationalität“ einerseits und „Schweden“ und „Sex“ andererseits spielte in der *philosophischen Geographie* der radikalen sechziger und siebziger Jahre eine spezifische Rolle. Eine Betrachtung von Texten Susan Sontags und Roland Huntfords zeigt, dass das Beispiel Schwedens Radikalen wie Konservativen dazu dienen konnte, das „westliche“ Erbe in einer Zeit fundamentalen Wandels zu interpretieren. Während Sontag sexuelle Liberalität als Ausdruck von Konfliktangst ansah, betrachtete Huntford sie als Resultat politischer Kontrolle. Sontag wie Huntford kamen zu dem Schluss, dass die Schweden nicht „authentisch“ befreit seien. Diese Form des „Septentrionalismus“ erlaubte es ihnen, einen kulturellen Kompass zu konstruieren, dessen negativ besetzter Nordpol kalter, rationaler und unnatürlicher „Modernität“ Elemente verkörperte, die sie in ihren jeweiligen Ländern bekämpfen wollten.

---

*Carl Marklund, Ph.D., is a postdoc fellow at the Nordic Centre of Excellence “The Nordic Welfare State – Historical Foundations and Future Challenges” (NordWel) at the University of Helsinki. Contact: carl.marklund@helsinki.fi*

## Introduction

There are two powerful myths or stories about the North in general, and about Sweden in particular. These two myths have exercised a strong influence upon how the Nordic countries have been perceived abroad. One is the myth of Nordic sexual liberalism, often expressed through the image of a raunchy kind of particularly “Swedish sin”. The other is that of the Nordic welfare state, as epitomized by the proverbially rational “Swedish model”.

According to the latter story, Sweden has been a planner’s paradise, indeed a “model society”, where so-called “social engineers” – seemingly with the complete agreement of the Swedish people in general – have been able to tear down many of the traditional “barriers” which had previously divided social life into categories such as private and public, proper and sinful, natural and unnatural. This breaking down of internal borders within Swedish society was noticed and commented upon internationally, not the least since it was also to some extent (un)consciously promoted by Swedes themselves abroad.

Outside commentators discussing Sweden in the 1960s and 1970s often found these two aspects of Swedish modernity – sexual liberty on the one hand and rational control on the other – rather paradoxical and quite uniquely Swedish. Yet, they presented a logical contradiction, given the past and present of Swedish culture and politics: A rational society which consciously attempted to modernize and rationalize itself – i.e., the behaviour of its inhabitants – would of course have to do something about the many “backward” and “repressive” traditions which after all characterized the traditional Swedish society of old.<sup>1</sup> While modernization also proceeded rapidly in other countries – a modernization which in North America and Western Europe after World War II was largely driven by consumerism and market forces – Sweden represented a

<sup>1</sup> These ideas are long from outdated in Swedish public rhetoric, but make a wholly central part of it. See for example the Swedish Associations for Sexuality Education (Riksförbundet för sexuell upplysning, RFSU) promotional material on the short film *Talking about sex* where it is said that “[i]t is possible to change outdated gender roles” ([http://www.rfsu.se/ymep\\_site.asp](http://www.rfsu.se/ymep_site.asp), December 2, 2008).

conscious and somehow political attempt to modernize society not only economically, but (more importantly) politically and culturally as well.<sup>2</sup>

At the centre of this presumably Swedish paradox between liberty and discipline was the claim that breaking down traditional borders would lead to the emancipation of “natural” forces and desires. Sex was only one among many natural urges which made up part of human life, the new message went. As such it changed from being something sinful (unless inside of heterosexual marriage, that is), which only promiscuous people engaged in, to becoming something natural which everyone needed in order to be happy, healthy, and satisfied members of society.

### **Liberty as discipline: Hot love and cold people**

However, it was not all that clear that the Swedes themselves were the happiest and most satisfied people on earth, even though they arguably might have found themselves living in one of the healthiest, richest, and most peaceful societies in the world in the 1960s.<sup>3</sup> Even though they could enjoy (an unparalleled?) sexual liberty, they were also seen as a rather morose and sombre lot by others, and often perceived themselves as such. Maybe, it was speculated abroad, sex and control were somehow related, not the least since both of these images were clearly visible alongside one and another in Ingmar Bergman’s movies which begun to gain international repute in the 1950s. Sweden was increasingly seen as characterized by “heiße Liebe und kühle Menschen” – “hot love and cold people” – as the German magazine *Der Spiegel* stated in 1969.<sup>4</sup>

This article will take a closer look at two commentators on Sweden who both made a point out of the Swedish relationship to sex. One is Susan Sontag (1933–2004),

<sup>2</sup> Indeed, from the 1930s and onwards, attitudes about sex could very well begin to function as a measure of modernity just as the number of doctors or telephones, or the length of electrified railroad already did.

<sup>3</sup> Not the least this was so as this release was embraced by the political and scientific establishment of the country and as Swedish sexual emancipation subsequently seemed to contain a slight grain of manipulation.

<sup>4</sup> “Frei von Tabus”. In: *Der Spiegel* 21 (1969:39), 22nd September 1969, 132, cited in: Schröder, Stephan Michael: *Mehr Spaß mit Schwedinnen? Funktionen eines deutschen Heterostereotyps*. Berlin 1996 (= Arbeitspapiere ”Gemeinschaften”; 3).

American cultural critic and one of the leading figures of the “New Left” and “radical chic” at the time, and the other is Roland Huntford (born 1927), a British-South African conservative journalist.<sup>5</sup>

These very different witnesses, observing Swedish society from very privileged positions, found Sweden particularly useful for making sense of their own cultures for their respective audiences – emerging radical counter-elites in the USA for Sontag, entrenched conservative elites in the United Kingdom for Huntford.

Despite their very different motives and varying nature – Huntford spent a dense three hundred pages on his impressions of Sweden, while Sontag conveyed her ideas on the country and its culture in the form of a letter – both these comments offer early adventures in a genre which only much later would be given a name and enter the vocabulary of the social sciences, mainly through the work of Paul Rabinow, namely in “anthropology of reason”.<sup>6</sup> Unlike most anthropologists doing field work among the *Nacirema*,<sup>7</sup> these commentators had both been invited to come to Sweden and enjoyed particular privileges while staying there. Sontag, for example, came to Sweden for the first time in the revolutionary year of 1968 at the invitation of the Swedish Ministry of

<sup>5</sup> Indeed, it was not only conservatives who found surprising and questionable developments in Sweden at the time, see for example Reiche, Reimut: *Sexualität und Klassenkampf. Zur Abwehr repressiver Entsublimierung*. Frankfurt/Main 1968 (= Probleme sozialistischer Politik; 9), English translation as *Sexuality and Class Struggle*, London 1970; Ebert, Teresa L.: ”Alexandra Kollontai and Red Love”. In: *Against the Current* 14 (1999:81); see also discussion in Glover, Nikolas and Carl Marklund: “Arabian Nights in the Midnight Sun? Exploring the Temporal Structure of Sexual Geographies”. In: *Historisk tidskrift* 129 (2009) [forthcoming].

<sup>6</sup> Rabinow, Paul: *Essays in the Anthropology of Reason*. Princeton 1997.

<sup>7</sup> In 1956, Horace Miner, an American anthropologist, played a good-natured trick on his colleagues by turning the conceptual apparatus of anthropology upon the Americans, spelled backwards as the “Nacirema” – thus turning the investigatory gaze upon the observing subject itself, upon “the Self”, that is. Beside the many humorous effects of such a turning of the tables – it became evident that there is a primitivist primacy or bias in anthropological method – Miner’s paper also provided a textbook example of the heuristic value of *Verfremdung*. By distancing the Americans from themselves and see them as “the Other” Miner invited to a deeper and more critical understanding of the Self. See Miner, Horace: “Body Ritual among the Nacirema”. In: *American Anthropologist* N.S. 58 (1956), 503–507.

Foreign Affairs on account of her criticism of the Vietnam War.<sup>8</sup> While in Sweden, she got an offer from Swedish production company Sandrews to shoot her first full-length film, *Duet for Cannibals* (1969). While the plot revolves around a young Swedish couple, both alienated leftists, who enter a destructive relationship with a revolutionary refugee and his “exotic” (Southern, that is) wife – including a bit of sex and pornography, of course – there is not much to tell us about Sontag’s view of Sweden. Rather, Sontag’s concern seems to have been more general, as sex and pornography was just one among many other forms of cannibalism by which the protagonists of the film fed off one and another in order to ease the pain of their meaningless existence. Indeed, the term of “cannibalism” alluded to in the title refers to the way in which alienation in modern society make individuals easily replaceable: “Pornography is a theatre of types, never individuals” as Sontag put it in an essay on pornography she published around the same time.<sup>9</sup>

### **A Letter from Sweden**

But Sontag’s brief visit to Sweden did not only result in a film; she also felt the urge to “tell about Sweden”, as she experienced a “profound quarrel” with “the quality of

<sup>8</sup> The same year she undertook a trip to North Vietnam which eventually resulted in a text entitled “Trip to Hanoi” in which Sontag contrasted the simple lifestyle of the North Vietnamese with the hypermodern consumerism of the Americans. The text was later published in an anthology of essays which also included a piece on “Bergman’s *Persona*”. The two topics can, put side by side in the anthology as they are, both in their own ways illustrate the difference between these two destinations in the mind of the globetrotting intellectual, a simple “trip” to a simple country on the one hand and a dark analysis of a complex “persona” on the other. See Sontag, Susan: “Trip to Hanoi”. In: Idem: *Styles of Radical Will*. New York 1969; idem: “Bergman’s *Persona*”. Ibid.

<sup>9</sup> While a vocal group among contemporary feminists argued that heterosexual pornography was demeaning and patriarchal, Sontag for her part argued that pornography could be considered just as legitimate as any other genre of art and literature. While pornography usually had only one aim in sight – to induce sexual stimulation – other art might have a broader agenda. However, the broader agenda may serve to suppress – and thereby to amplify – the intended sexual stimulation. Art itself, Sontag famously argued, was mostly eroticized aesthetics anyway. See Sontag, Susan: “The Pornographic Imagination”. In: Idem: *Styles of Radical Will*. New York 1969.

Swedish life” whilst working there.<sup>10</sup> Primarily, it was the individual passivity and personal isolation of the Swedes which irritated her, and most of all their silence. She found the plausible cause of this silence in the climate of placidity which reigned there – *konflikträdsla*, “conflictophobia” as the Swedes themselves called it – a fear of aggression which she found to be “little short of pathological”. This anxiety over potential aggression lay at the root of her analysis of Swedish society, which she found to be “uncompetitive without being genuinely cooperative”. Beyond the fact that such fear of potential conflict would hamper interaction with others, this fear would only loosen its grip over the Swedes when they were drunk. This was the reason why alcohol had achieved a “mythic” status as “the fundamental metaphor” of national Swedish behaviour: “Because of the high value placed on restraint, there is a great fear of letting go – and, of course, a vast craving to just that”, Sontag found. As “their national form of self-rape”, drink, rather than sex, carried the burden of Swedish guilt.<sup>11</sup>

While the “isolated quality” of Stockholm street life did little to impress this native New Yorker and globetrotter, there were advantages for younger women and persecuted minorities to be had in such a quiet setting, she noted. Neither blacks nor beauties would stir any attention, and would subsequently run less risks there than elsewhere. On the other hand, there was not much desirable attention to be had either. There was a lot of porn around, Sontag noted, but it was all woefully “anti-erotic” in her mind. Interestingly, “Sweden’s mediocre cuisine” was even more revealing about Swedish deficiency in the department of sensuality than the quality of its porn, a shortcoming which simply reflected the lack of “intensity” in Swedish social life more generally, Sontag mused.<sup>12</sup> However, Sontag also saw the Swedish alienation (resulting from this anxiety of aggression) as enabling the strong Swedish sense of egalitarianism, especially as regards government policy on women’s equality. Yet, for all of its radicalism with regard to sexual liberty and gender equality, Sweden was obviously not a social-

<sup>10</sup> Sontag, Susan: “A Letter from Sweden”. In: *Ramparts*, July 1969, 23–38.

<sup>11</sup> Drink could also avert and channel the urge of the individual to get high on his or her own ego, an urge that had to be repressed in Sweden, due to the anti-individualistic so-called “Jante Law” the first commandment of which is “Don’t think you *are* anything” (Du skal ikke tro du er noget).

<sup>12</sup> Sontag 1969, as footnote 10.

ist country, she noted.<sup>13</sup> Quite on the contrary, Sweden's "vision of a conflict-less society" was so deeply rooted that "New Left" energies could not be usefully applied in the society in which they emerged. Instead, they "are fed almost exclusively" by a concern with international issues, especially Vietnam – which incidentally happened to be the reason Sontag found herself in Sweden to begin with. In fact, there was a strong tendency to wear egalitarianism as a mask, which would not only mollify or even prevent the much-feared taboo of Swedish culture – conflict – but also serve to simulate moral engagement and political activism, where there was little of either.<sup>14</sup> In fact, Sontag found, "left politics" served as a rival only to the famous Swedish love of "nature"<sup>15</sup> in being a "self-alienating" if "respectable" passion among Swedes. Leftism was simply a seemingly safe way of venting resentment in a society which suppressed vast inner tensions, Sontag noted. Liberation "from the centuries' old chronic state of depression" would require the Swedes to achieve a *real* revolution of their own minds, Sontag concluded, a revolution which would have to go much further than the "sexual revolution" they claimed to have embraced politically and accomplished culturally.<sup>16</sup>

### The New Totalitarians

While Sontag's critique of Sweden – of its establishment as well as of its radicals – seem not to have spurred much reaction in Sweden, despite, or perhaps because of, the official sanction of her stay and her work there, Roland Huntford's book *The New Totalitarians* did.<sup>17</sup> Writing a couple of years later, but drawing upon material he had collected while

<sup>13</sup> Sontag saw for example the reputed skilfulness of Swedes in mediation and diplomacy as unrelated to the (obviously mistaken) claim that Sweden was a socialist country; in each case something like "false consciousness" serves positive reformist ends by "neutralizing" ideological strife.

<sup>14</sup> Sontag 1969, as footnote 10.

<sup>15</sup> And of what is considered "natural", one might add.

<sup>16</sup> Sontag 1969, as footnote 10.

<sup>17</sup> Huntford, Roland: *The New Totalitarians*. London 1971. It even provoked an official inquiry. In a recent article, South African historian Frederick Hale has studied the Swedish reception of Huntford's book, as well as how various Swedish representatives responded to his attack upon Sweden as a nation and as a polity. See Hale, Frederick: "Brave New World in Sweden: Roland Huntford's *The New Totalitarians*". In: *Scandinavian Studies* 78 (2006) 167–191; Lennerhed, Lena: *Frihet att njuta – Sexualdebatten i Sverige på 1960-talet*. Stockholm 1994.

stationed in Stockholm as a reporter for the conservative British daily newspaper *The Observer*, Huntford used very similar images to those of Sontag to describe the Swedes, and reached very similar conclusions, although he approached the problem from a distinctively conservative and thus opposite standpoint from Sontag.

Believing that the Swedes had in fact come closer than the Soviets in realizing Dystopia as shown in Aldous Huxley's *Brave New World* (1932), Huntford's main thesis was that the Swedish social democratic party, like Huxley's "new totalitarians", relied less upon the violence and intimidation of the old totalitarians than upon sly persuasion and soft manipulation in order to achieve its goals.<sup>18</sup> His argumentation drew heavily upon the idea that the Swedes – as a nation – supplied a uniquely appropriate "material" for such a policy, arguing that "Sweden is a control experiment on an isolated and sterilized [*sic!*] subject"<sup>19</sup>. In particular, the influence of the state and official ideology were the most visible in the most private of matters, where little or no consciously "political" control had stretched before.

In a chapter entitled "The Sexual Branch of Social Engineering", Huntford discussed the way in which the Swedish political and administrative elites had intervened in the sexual mores of the Swedish people: As "security" had become the "creed" of Swedish political language (which allowed for little political excitement or genuine debate over issues of principle), Swedish politics had become reduced into a mere question of administration and political technology. As a consequence, the political concept of "liberty" had been confined entirely to the field of sex in Swedish language, Huntford argued.<sup>20</sup> It did so through the idea that sexual freedom represented the most central and most important of all urges of liberty in humans.

In effect, the Swedish government had "taken what it is pleased to call 'the sexual revolution' under its wing", expecting that adolescents "might repay with their votes" in return, Huntford suggested. It was an attempt "to win over the young through their

<sup>18</sup> Huntford's vision of "totalitarianism" was apparently less concerned with the question of how to gain power than the issue of how to exercise it. Thus, Sweden represented a warning signal to other non-communist societies as well.

<sup>19</sup> Huntford 1971, as footnote 17, 348.

<sup>20</sup> This characterization, however, stands somewhat in contrast to Huntford's own identification of social democratic emphasis on radical egalitarianism as the guiding ideology of the welfare state as stated elsewhere in the book.

gonads”, as the journalist put it.<sup>21</sup> However, Huntford came to the conclusion that there was little to support the idea that “Swedish sin” – the most popular of the modern “legends of the north” – was any more “sinful” than the sexual mores in any of the neighbouring Nordic countries.<sup>22</sup> In fact, it was doubtful “whether there is any difference between the sexual activity of the younger English and the younger Swedes today, except that the former may be more romantic”. The difference is that the changes in the sexual behaviour of the Swedes is “a matter of official direction”, while the English simply follow the change of the *Zeitgeist*.

However, there was a more sinister side to this social democratic adoption to the *Zeitgeist* of the Swinging Sixties: While the inhabitants of “the World State” which Huxley imagined in the 1930s accepted their servitude easier after consuming hallucinogenic drugs and engaging in emotionless and mechanical sex, in Sweden of the social democrats, sex had become the vicarious passion of a youth otherwise trapped in boredom and the “engineered consent” which characterized Swedish society. In the same vein, Huntford suggested that sexual “licence is not necessarily a spontaneous thing, and it may be just as politically motivated as constraint”<sup>23</sup>. “Sex”, Huntford concluded, functioned as “the escape valve of society”.<sup>24</sup>

So what was Huntford’s problem with Sweden and its social democrats, then, if the direction they followed was determined by the *Zeitgeist* rather than anything else? Should he not rather have turned against the *Zeitgeist* itself, as this provided “the new totalitarians” with a tool of control?

Huntford’s answer was as shrewd as it was circumscribed: Swedish sexual education, Huntford argued, might look pluralistic enough on the face of it. Teachers were “required to adopt a neutral pose, and to explain different moral codes without prejudice so that children may choose”. But in the end, what Huntford found to be an “amoral view” prevailed, resulting in “a physiological conception of sex as a bodily function, to be practised in the interests of good health, like eating, drinking, keeping one’s bowels

<sup>21</sup> Huntford 1971, as footnote 17, 328 f.

<sup>22</sup> Nordic people all took “a mundane view of the sexual act” because of their lack of contact with “the Judeo-Christian morality of the West” as well as the lingering of “old Norse hedonism” and “consequently treat the sexual issue in the most natural manner”. Ibid., 328.

<sup>23</sup> Ibid., 326.

<sup>24</sup> Ibid., 335.

open and a reasonable amount of sport”<sup>25</sup>. By aligning itself with the *Zeitgeist*, and portraying this alignment as one of neutrality, sex was being “politicized” by design from above in Sweden, while it might be politicized through the *Zeitgeist* – from below, as it were – elsewhere, Huntford concluded. In a talk with Dr. Gösta Rodhe, director of the department of sexual education at the Directorate of Schools, Huntford asked whether the sheer volume of discussion concerning sex in Sweden might not destroy “feeling”. “Perhaps”, Rodhe is said to have answered. “But we don’t want children starting their sex in a cloud of emotion. Emotion has got to be removed from sex. What we want is that children talk it over, and come together *rationally*.”<sup>26</sup>

“The party” – the social democrats, that is – has preferred to not be seen working too hard at this change, Huntford asserted. But “through suitable kneading of public opinion by other agents, to give the impression of answering a need rather than enforcing an idea”, they had succeeded in promoting their own vision.<sup>27</sup> This idea had been that sex is a need just like any other need.<sup>28</sup> This sexual ideology – represented above all by the Swedish Association for Sexuality Education (Riksförbundet för sexuell upplysning, RFSU)<sup>29</sup> – has become concerned with “erotic technique”, reflecting “a mechanical view of sex”.<sup>30</sup> As a predictable result of the physical emphasis put upon sex, which had “enveloped the

<sup>25</sup> Interestingly, Huntford’s understanding of this “neutrality” in sexual education is remarkably similar to the widespread criticism of Swedish lack of morals with regard to the nation’s neutrality during World War II, and the equally widespread notion that neutrality masks interest. *Ibid.*, 329.

<sup>26</sup> This interest, Huntford collected from his interview with Rodhe, came from the fact that since “there’s a lack of tension in Swedish politics, younger people have got to find release and excitement in sexual tension instead”. See *ibid.*, 331.

<sup>27</sup> *Ibid.*, 333.

<sup>28</sup> Somewhat contradictory with regard to his overall understanding of the Swedes as exceedingly malleable, Huntford noted that this idea had been around for a long time, preceding the social democrats, and had required hard work on the part of the “social engineers” before it had been finally accepted by “a hostile public opinion” in the 1950s. *Ibid.*, 334.

<sup>29</sup> Today, RFSU embraces a broader and more international agenda, not only reflecting the development discourse which was emerging at the time of Huntford’s writing, but also the multicultural character of contemporary Swedish society. The RFSU slogan of today is, incidentally, *frihet att njuta*, “liberty to enjoy”.

<sup>30</sup> Incidentally, Huntford chose a phrasing very close to Sontag’s with regard to “mechanical sex”. However, it has not been possible to ascertain whether Huntford had access to Sontag’s writings about Sweden when he penned his book, or if he even knew about her commentary.

population in a permanent cloud of *depressio post coitus*”, a “sexual *ennui*” loomed large, Huntford found. Just like Sontag, Huntford discovered that while “most of Swedish society is littered with taboo, sex has been absolutely cleansed of it”, in what seemed to be an attempt “to remove all guilt feelings”, cueing nicely with the myth of “Swedish sin”.<sup>31</sup> While the Swedes think little of the massive regimentation of other aspects of their private lives, such as the control of their alcohol consumption, they are “extraordinarily proud of this one freedom”, seeing in their sexual liberty some kind of proof of their “superiority” above others. “But it is not permissiveness”, Huntford concluded, “it is licensed release” which had only been made possible after public intrusion into and channelling of that which, according to Huntford, “should be the last resort of privacy” – namely the sexuality of the individual.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> This lack of taboo, or playfulness, if you like, may for example be illustrated by the recently released booklets entitled *Dicktionary – What every guy needs to know about his knob and Pussypedia – What every woman needs to know about her genitals*, which may be downloaded at the RFSU website ([http://www.rfsu.se/publications\\_rfsu.asp?cachecommand=bypass&pageLayout=1&-](http://www.rfsu.se/publications_rfsu.asp?cachecommand=bypass&pageLayout=1&-), December 2, 2008). It would indeed have been interesting to hear how Sontag and Huntford would have analyzed this initiative and its nomenclature beyond the apparent distinction between “guy-woman” and “knob-genitals” being made.

<sup>32</sup> A leftist radical – and the son of Sweden’s foremost political family, social engineers Gunnar Myrdal and Alva Myrdal – Jan Myrdal was the *enfant terrible* of Swedish cultural life, and would probably have agreed in part with what Huntford and Sontag had to say about the relationship between sex and leftism in Sweden: Sarcastically criticizing the pretentious internationalism and ostentatious social engagement of Swedish political establishment and its “hired” radicals – “the whores of reason”, as Myrdal would later call them – Myrdal saw that Sweden was a thoroughly capitalist society where radicalism had become a servant of power under false doctrines of neutrality and the so-called *tredje ståndpunkten*, “the Third Standpoint”, a perspective which proclaimed that both superpowers were in principle equally corrupt. Instead of tackling the “real” issues of subordination – class struggle abroad and at home – Swedish radicals chose and found a comfortable enemy in the obsolete sexual morality of the past, Myrdal thought: “One wants a nice radicalism, while not entirely acceptable to the Royal Court, at least acceptable to the Government. A radicalism which is terribly radical but entirely harmless and does not step on anybody’s toes. Well – the sexual clavi may be trampled upon if absolutely necessary.” “Man vill ha en snäll, om inte hovfåhig, så dock tegelbacksåhig radikalism. En radikalism som är våldigt radikal men helt ofarlig och inte trampar någon på tårna. Jaa [sic!] – de sexuella liktorna kan ju i nödfall få trampas på.” Myrdal, Jan: “Återbördad till fosterjorden”. In: *Aftontidningen*, 31st December 1954. See also Witoszek, Nina and Lars Trägårdh (eds.): *Culture and Crisis*. New York 2002; Huntford 1971, as footnote 17, 336 f.

### Sweden: Modern and Exotic?

While Huntford's book was heavily criticized in Swedish press, none of Huntford's critics seem to have taken his idea on sexual liberalism as a form of political escapism very seriously, at least not seriously enough to argue against.<sup>33</sup> In short, neither the curious combination of sexual liberty with rational control in that country (the theme which united both Sontag and Huntford in their civilizational diagnosis of Sweden), nor the ways in which the intended emancipation of the collective may result in the manipulation of the individual seems to have provoked much critical debate in Sweden itself.<sup>34</sup> The silence of the Swedish establishment on this particular aspect of Huntford's critique indicates that the latter in at least this respect may have hit the mark.

While Sontag and Huntford agreed that Sweden was particularly illustrative of submissiveness and alienation as well as the great social transformations which Western society underwent in other places as well, they differed somewhat in how they understood its cause, in particular its eventual "Swedishness".

As Huntford searched for the roots in a lack of historical and cultural identity, Sontag found them in a specifically and pathological Swedish fear of aggression, a fear which made the Swedes inward-bound and thus an easy prey to their own bureaucrats and experts who told them what to feel and what to do.<sup>35</sup> In both cases, one gets a strange

<sup>33</sup> While Sontag's letters from Sweden seem to have received little comment in Sweden, Huntford's book made headline news, most of them rejecting it outright, and many of Huntford's interviewees claiming that they had been misrepresented or not even met the author at all. Rodhe, for example, denied having said what Huntford reported him as saying.

<sup>34</sup> Instead, this *problématique* would only become central in the discussions on the social engineering, *social ingenjörskonst*, of the People's Home, *folkhemmet*, which gained momentum in the late 1980s and characterized much of public debate in Sweden throughout the 1990s, although elements of the discussion played a role in the early 1980s discussions on the fall of the welfare state.

<sup>35</sup> Huntford seems to have regarded Swedish culture as either being something of a *tabula rasa* upon which generations of social engineers from Gustavus Vasa via Axel Oxenstierna and Rutger Maclean to the Myrdals, had been able to leave their successive imprints, or at least as something which made the Swedes believe themselves that they lacked any culture which could stand in the way of rationality, normality, and progress. By inference, Huntford found, Swedes believed that other peoples had "culture", while they themselves were just "normal".

feeling that the Swedish bureaucrats and politicians must have been a distinctively different breed of people than the ordinary Swedes, full of activity, conviction, and invention, i.e., pretty much like governing elites everywhere.

While Sontag saw the Swedish acceptance or even embracing of pornography, their love for nature as well as their leftist engagement as more or less accepted means by which to escape the anxiety and limitations of Swedish society,<sup>36</sup> Huntford included sex – as well as drugs and travel – as vents for pent-up boredom and resentment.<sup>37</sup> The sexual safety valve – together with that of nature and leftism, as argued by Sontag – functioned as a legitimate release from the frustrations and tensions brought about by regimentation of the welfare state in Huntford's version, from a cultural deficit in Sontag's. However, culture and welfare were intrinsically interconnected and fed off one another.

Swedish culture in fact provided the clue to the puzzles of both of these authors. Both Sontag and Huntford found that the Swedes were not as radical as they claimed. Or, rather, that their radicalism did not always result from the higher motives they held out as the driving force behind their beliefs and actions. (When does it?) Noting that supreme tolerance as well as moral indignation is easily extended to those conditions which nobody *really* cares about – either because one does not have the power to affect it, or, more commonly, because one is not directly affected by these conditions oneself – both Sontag and Huntford called the sincerity of Swedish “egalitarianism” into doubt.<sup>38</sup> The willingness of the Swedes to confront injustice, both noted, had a

<sup>36</sup> Huntford agreed with Sontag in this regard, and suggested that Swedish anti-Americanism had taken on a hinge of the two minutes' hate in George Orwell's *Nineteen Eighty-Four* (1949), and that Johnson had become the Goldstein of the Swedes. See Huntford 1971, as footnote 17, 341.

<sup>37</sup> Alcohol, they both agreed, was a different matter where the Swedes were not very tolerant at all, presumably since alcoholism has high social costs, while they presumably calculated that contraceptives and sexual hygiene would render sex medically and socially harmless – fewer unwanted pregnancies, reduced venereal disease, and less cause for sexual crime.

<sup>38</sup> Sontag, for example, found that Swedish sexual tolerance was less the result of a deeply felt commitment to honour the values of diversity than an unwillingness to risk confrontation over some moot point. Curiously, then, a radical voice from the left – Susan Sontag's – seem to find support in an equally radical voice from the right – Roland Huntford's – when it comes to the morality of Swedish society.

tendency to increase in proportion to the distance of the potential adversary, which seems to be one of the few “truly” human traits either of these authors assigned to this people, but also curiously in line with the particularly Swedish “conflictophobia” which Sontag felt she had detected in the Swedes.<sup>39</sup>

### **Reversing the romantics of sex and sin**

Speaking of humanity, it is important to note that in their psychoanalytical musings on the relationship between Sweden, sex and sin, both Sontag and Huntford made ample use of that figure which is so rarely found in bewildering reality, namely “the average human”, an invention of 19<sup>th</sup> century statisticians. As the concept of “the average Swede” allows for the simultaneous generalization of the individual personality of a whole people, it is perhaps not so surprising that both Sontag and Huntford at times sound close to becoming the Freudian sex therapists of a whole nation, the psychoanalysts of an entire people, arguing that whatever the people living in that country would do, they would always somehow end up suppressing their “real” and “true” feelings under an overpowering *ego*, which in its benevolent despotism even pointed out the accepted ways in which the suppressed *id* may find compensatory relief, whether through a stroll in the forest, through leftism or through sex.<sup>40</sup>

There is a strong undercurrent of the romantic cult of authenticity and of the natural in this Freudian approach of both Huntford and Sontag: The idea that the Swedish society – as is indeed the fate of most societies under modernity – has lost contact with itself, with its natural and authentic centre. Through locating sexual liberalism in modern and rational Sweden there is also an interesting reversion of the ordinary coupling of the rational as artificial and the sexual as natural taking place which is well worth a closer look.

There has for a long time been a predominantly (but not necessarily) “male” sexual fantasy of a somehow “free” love which is made possible only because of the “natural”

<sup>39</sup> Humans do tend to honour civil courage not because it is in abundant supply, but because it is so rare.

<sup>40</sup> The reasoning comes close to the idea of “repressive tolerance” as originated by Herbert Marcuse and later relayed by Slavoj Žižek, among others.

naivety of the predominantly “female” native, such as the one enjoyed by European sailors, missionaries, and artists when philandering about the Southern Seas – either bringing civilization or fleeing it. But embracing this opportunity is somehow fraught with danger, with the risk of attaching the “sin” to one’s own Self: Enjoying nature is always, to some degree, also a question of spoiling nature.

The rare and possibly novel thing which happens in the sexual fantasy which emerges from “Swedish sin” and which is commented upon by Sontag and Huntford, is that the “reason” of the Swedish “female” in fact liberates the typically “male” outsider from the burden of his own traditionally conceived sin. What is exotic and possibly titillating in this message is that rationality replaces naivety as the sexually coded core of the image. This is also where “Swedish sin” becomes the most quintessential sin, the sin which is so sinful that it even rejects its own sinfulness as it unceremoniously and straightforwardly – rationally, even – denies the possibility of any sin altogether. There are just natural needs and a right to enjoy their fulfilment.

Of course, sin and sophisticated promiscuity are powerful propellants of sexual imagery, just as the image of natural and uncomplicated so-called “casual sex” might be, whether set on a tropical island or a frozen forest. A curious aspect of the rational side of “Swedish sin” is that exactly this rationality makes sex into a natural “need” which may be felt equally acutely (or not!) by both parties. Interestingly, this refocusing upon the sexual urge as the basis for a new “natural” sexual morality also makes the participants more easily replaceable. Thus, it threatens the power balance in the game of desire or the art of love, and activates a dual concern: Is X good enough for me? Am I good enough for X?

This worry might also be turned into a freedom, and it might explain the rather curious coupling of rational sex with pornographic liberalism in the image of “Swedish sin”: Indeed, if pornography is a theatre of types, as Sontag held, rational sex replaces the individual (and the passion?) with the act (and the pleasure?). However, where rationality enters (even if it is this kind of most “sinful” rationality which denies its own sinfulness), emotion evaporates. By this standard trope in the ongoing drama between enlightenment and romanticism in Western thought, rational sinless sex must also become artificial and joyless copulation almost by inference. Neither the natural and healthy beauty of sex associated with the South nor the decadent and titillating desire of sex associated with the East seem to have found it particularly easy to survive this relocation to the rational and controlled North. I would here like to suggest that this *philosophical geography* of sex fulfilled a number of particular roles at a critical mo-

ment in Western self-understanding, particularly so among the New Left, but also among old conservatives as a kind of exoticism of reason and of the North alike, a sort of “septentrionalism” as Katie Wales has paraphrased Edward Said’s famous notion of orientalism,<sup>41</sup> or “borealism” in the words of Peter Stadius<sup>42</sup>.

## Conclusion

When coming to an end of this brief essay on the relationship between Sweden and sex, we must first ask: Why did for example Sontag experience a “profound quarrel” with Swedish life at all in the first place? Why, if Swedish society was so uniquely isolated and coded by fear of conflict? Would it not merely be a concern of the Swedes themselves, possibly of some marginal interests for readers interested in curiosities? Sontag’s level of engagement with the topic seems to suggest otherwise: For her, Sweden apparently illustrated the sublime tension between these two opposites, between the cold rational control of the West and the fervent, irrational liberty promised by the “New Left” and increasingly represented by the equally “New” East – in this case the People’s Republic of China and North Vietnam, rather than the Soviet Union. At the same time, Sontag could vent the insecurity felt by many among the New Left about their own possibility of ever overcoming the limits set upon them by a “Western” civilization they detested but undeniably were part of.

In this sense, Sontag’s criticism of Sweden actually focused more upon the ways in which the Swedes were more stereotypically Western – and thus more American – than her American readers themselves. In short, through their materialism, their consumerism, their inhibitions, their alienation, and last but not least, their clumsiness and lack of spontaneity in sensual matters – their incapability of “freaking out,” as Sontag put it – her Swedes betray a fundamental similarity with the otherwise so different Americans, which the vanilla socialism on the part of the Swedes did little to conceal.

<sup>41</sup> Wales, Katie: ”North and South: A Linguistic Divide? Inaugural Lecture, June 10th 1999”. In: *Reporter* 439, 27th September 1999 (<http://www.leeds.ac.uk/reporter/439/kwales.htm>, December 2, 2008).

<sup>42</sup> Stadius, Peter: *Resan till norr. Spanska Nordenbilder kring sekelskiftet 1900*. Helsingfors 2005. (= Bidrag till kännedom av Finlands natur och folk; 164).

In this sense Sontag offered a kind of “septentrionalism” or “borealism” which allowed radical Americans – the readers of *Ramparts*, we may assume – to behold a society which was in many ways similar to their own, but also, thankfully, different, a mutual logic of difference *and* similarity which enforced each other.<sup>43</sup> It simply moved some of the negative traits of the West up to the North: Only in comparison with the Swedes would the Americans appear somewhat less negatively Western, or Northern, that is.<sup>44</sup>

Sontag’s scathing criticism of Sweden can be compared with her high appraisal of North Vietnam. When asked “Why do you think Americans feel that the past is a burden”, Sontag responded: “Because, unlike Vietnam, this isn’t a ‘real’ country but a made-up, willed country, a meta-country”. While Sweden did not have the American experience of being a land of immigration, where many wished to forget where they came from, the Swedes certainly shared what Sontag called “The essential American relation [to] the past is not to carry too much of it. The past impedes action, saps energy. It’s a burden because it modifies or contradicts optimism.” In that sense, Sweden, too, was a meta-country, also in Swedish self imagination as Arne Ruth has argued.<sup>45</sup>

What was Huntford’s problem with Sweden, then? Huntford sought to prove that Sweden was an ultimately Eastern European country, and that the Swedes were akin to the Russians in their lack of contact with Western culture.<sup>46</sup> However, while being submissive in the extreme – supposedly all by themselves, by nature, that is – the Swedes nevertheless had to be, perhaps somewhat paradoxically, one might think, manipulated by their rulers into behaving like the flock of sheep that Huntford found them to be.

<sup>43</sup> Kate Teltscher has developed these concepts when dealing with British views of India. See Teltscher, Kate: *Inscribing India*. Delhi 1998.

<sup>44</sup> Sontag also noticed how the North was metaphorically coupled with old age and traditional inhibitions, while the South represented youth, energy, and jollity, still “Swedish youth, as in all the advanced countries now, is everywhere more ‘southern’ – more outgoing, expressive, emotional; less compulsive – than its elders”. Sontag 1969, as footnote 10, 26.

<sup>45</sup> See “An Interview with Susan Sontag”. In: *Boston Review*, June 1975 (<http://www.bostonreview.net/BR01.1/sontag.html>, December 2, 2008); Ruth, Arne: “The Second New Nation. The Mythology of Modern Sweden”. In: *Daedalus* 113 (1984:1), 53–96.

<sup>46</sup> Unlike the Russians, however, the Swedes also lacked contact with Eastern culture, isolated as they were, set on an peninsula which is “not so much a part of Europe as an extension of Siberia”. See Huntford 1971, as footnote 17, 14.

Huntford's account oscillated between an image of the Swedes as eternally submissive and a picture of Swedes of the past as a normal people just as anyone else. But his main point was clear: Whatever the Soviets had managed to do to the Russians – and were threatening to do to others under the banner of communism – Swedish elites had managed to sneak up on the Swedes in silence, under no particular banner at all, except for rationality and *Zeitgeist*.

This seemingly harmless combination of common sense (rationality?) and being up to date (modernity?) harboured within itself a very potent poison, which, Huntford warned, could very well spread elsewhere as well, even in staunchly anti-communist societies. It may be that Brits and Americans were culturally better equipped to withstand these “new totalitarians” than the culturally deficient Swedes. Nonetheless, the former already now harboured amongst themselves elites with just as ambitious plans for social conditioning of the population as did the Swedes. In fact, social changes under way seemed to make their job easier, as older people became progressively more and more alienated while younger people became more and more enthralled by hedonistic pop culture and compensatory, misguided radicalism, which was becoming gradually more and more compulsory in nature.

Huntford's brand of “septentrionalism” thus served a different purpose than did Sontag's, but it functioned in a similar way. Where Sontag saw the stifling cultural inhibitions of the North masquerading in a Western society, Huntford witnessed the political thought control of the East likewise peeping through. We have to ask ourselves what it is that makes the inner life of the Swedes so accessible to the American and to the Brit: The proximity (through modernity) allows for identification at the same time as it provides for a certain critical distance to the exotic “Other” under study, which in its turn allows for a critical gaze back upon the observing “Self.”

In other words, the “cultural compass” spun in new directions as Sontag's idealized South was poised against the North, and Huntford's West was pitted against the East. While Huntford's idealized average human is an Anglo-American, firmly rooted in market-oriented Western culture, Sontag's idols were to be found among the brave North Vietnamese fighting US imperialism or with the spontaneous Cubans, who are free to “freak out” whenever they want. Both these ideal figures stand in sharp contrast

to the inhibited and cold Swedish men and women Huntford and Sontag must have met while there, cold and hemmed in behind borders of their own making as they remained, despite all of their hot love and free sex.<sup>47</sup>

<sup>47</sup> Like Sontag, Huntford suggested that this permanent depression would require a powerful inner revolution before it could be overcome. Today, young people in Sweden sometimes express opinions which seem to corroborate Huntford's opinion that sexuality might not always convey liberty, and that sexual liberalism may not always be an indicator of political and social empowerment. Today, however, it is not the "state" which is accused of inculcating a too sexualized view of humanity – and, by inference, a too objectified view of sexuality – on the Swedish people. Instead, it is the "market" – or, more ominously, the "internet" – which is considered to be largely responsible for this mechanization of sex – or perhaps objectification of individuals as objects of sex, as it would more commonly be understood today. While the modern conservative Huntford seems mostly to have been concerned with the *act* of sex and its *meaning*, the concern of contemporary post-modern radicals is rather with the *agents* of sex and their *identity*.



# REZENSIONEN



Ulf Bjereld, Alf W. Johansson und Karl Molin: *Sveriges säkerhet och världens fred. Svensk utrikespolitik under kalla kriget*. Stockholm: Santérus 2008, 365 S.

Ove Bring: *Neutralitetens uppgång och fall – eller den gemensamma säkerhetens historia*. Stockholm: Atlantis 2008, 454 S.

Die Debatte über die schwedische Neutralität, die insbesondere um die Frage kreist, ob die unter der Formel „Allianzfreiheit im Frieden mit dem Ziel der Neutralität im Krieg“ zusammengefasste Neutralitätspolitik während des Ost-West-Konflikts wirklich das beste Mittel zur Stärkung der schwedischen Sicherheit und des Friedens in Europa war, wird bis heute kontrovers und sehr emotional geführt. Kritiker der sozialdemokratischen Linie werfen deren Verfechtern nicht nur Feigheit oder gar Verrat am Westen und den eigenen, westlichen Idealen, sondern angesichts von Vorbereitungen für die Entgegennahme von Hilfe des Westens im Kriegsfall sogar ein unmoralisches Doppelspiel vor. Die Vertreter dieser Linie hingegen sahen schon in der Formulierung abweichender Standpunkte eine Bedrohung der Glaubwürdigkeit schwedischer Sicherheitspolitik nach außen und warfen ihren Gegnern eine Gefährdung der nationalen Sicherheit vor.

Den Ambitionen wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Thema waren mangels Zugang zu wichtigen Quellen relativ enge Grenzen auferlegt. Im Gefolge der beiden großen offiziellen Untersuchungen der neunziger Jahre zur Neutralitätspolitik und zur Zusammenarbeit Schwedens mit dem Westen sind der Forschung nunmehr wichtige Akten für die Zeit bis 1969 zugänglich gemacht worden. Auch andere Länder haben inzwischen zumindest teilweise ihre Archive geöffnet. Zum anderen ermöglicht die veränderte internationale Situation, die der traditionellen Neutralitätspolitik Schwedens schlichtweg den Boden entzogen hat, eine freiere und weitaus sachlichere Diskussion, für die die Ergebnisse qualifizierter wissenschaftlicher Forschung willkommen sein sollten.

Unter dem Titel „Schwedens Sicherheit und der Frieden der Welt“ legen mit Alf W. Johansson und Karl Molin zwei

renommierte schwedische Historiker sowie mit Ulf Bjereld ein politikwissenschaftlicher Experte für schwedische Außen- und Sicherheitspolitik eine Art Abschlussbericht des groß angelegten Forschungsprogramms „Schweden während des Kalten Krieges“ (*Sverige under kalla kriget*, SUKK) vor, im Rahmen dessen über zehn Jahre lang mehr als 40 Historiker, Politikwissenschaftler, Juristen, Ideenhistoriker und Wirtschaftshistoriker die verschiedensten Aspekte in der Entwicklung der schwedischen Neutralitätspolitik seit 1945 erforscht haben.

Die Verfasser stellen zunächst fest, dass unter der genannten Formel sehr unterschiedliche Verständnisse und Ausformungen schwedischer Sicherheitspolitik möglich waren: von Östen Undéns Gedanken des Mächtegleichgewichts und einer starken Stellung des Völkerrechts bis hin zu der vor allem mit dem Namen Olof Palmes verknüpften, mit scharfer Kritik an der Politik anderer, auch westlicher Länder verbundener „aktiven Außenpolitik“, die von Kritikern gern als das „schwedische Weltgewissen“ apostrophiert wird. Das Buch soll der Frage nachgehen, wie sich diese Entwicklung verstehen lässt. Um es vorweg zu nehmen: Der Band beantwortet bei weitem nicht alle Fragen. Es handelt sich mithin nicht im eigentlichen Sinne um eine oder gar *die* Geschichte der schwedischen Neutralität. Die ließe sich auf ca. 350 Sei-

ten schlechterdings auch nicht umfassend darlegen, selbst nicht für die hier behandelte Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg. Das Ergebnis der Synthese ist jedoch ein detailreicher Überblick, der an dieser Stelle nicht annähernd darstellbar ist.

Die Verfasser präsentieren eingangs drei Konfliktlinien, denen die Formulierung schwedischer Außen- und Sicherheitspolitik während des Ost-West-Konflikts Rechnung zu tragen hatte: 1. der Konflikt zwischen nationaler Souveränität und internationaler Abhängigkeit, 2. der Konflikt zwischen ideologischer Westorientierung und sicherheitspolitischer Allianzfreiheit sowie 3. schließlich der Konflikt zwischen demokratischer Offenheit und militärischer Bereitschaft. Diese Konfliktlinien spiegeln jeweils den so genannten realistischen oder machtpolitischen, den konstruktivistischen bzw. den liberalen Ansatz in der Lehre von den internationalen Beziehungen wider. Der theoretische Rahmen bleibt, wie die Verfasser unterstreichen, so allgemein, dass damit ganz verschiedene Erklärungen für die Entwicklung der schwedischen Außenpolitik gewonnen werden können.

Dem einleitenden Kapitel folgt zunächst ein zweites Kapitel zum Charakter des Kalten Krieges, bevor in chronologischer Abfolge der Übergang von der Politik des Brückenbaus zur Neutralität (1945–1953), die Zeit 1954–1962 mit der

Grundsatzfrage einer Zusammenarbeit mit dem Westen, die Herausbildung der aktiven Außenpolitik (1963–1978) sowie die Endphase des Kalten Krieges (1979–1989) abgehandelt werden. Vor abschließenden Schlussfolgerungen im Hinblick auf die drei Grundkonfliktlinien werden sodann relativ kurz die Veränderungen des internationalen Kontextes, die sich daraus ergebenden neuen Aufgabenstellungen und die Anpassungen der schwedischen Außenpolitik an die veränderten Bedingungen dargelegt. Jedes Kapitel folgt demselben Aufbaumuster, indem der eigentlichen Beschreibung der Außenpolitik zunächst der internationale sowie der innenpolitische Hintergrund voran- und eine Zusammenfassung im Hinblick auf die drei genannten Konfliktlinien nachgestellt wird.

Bjereld, Johansson und Molin liefern drei Erklärungen für die Entwicklung der aktiven Außenpolitik: Erstens löste sie den Gegensatz zwischen nationaler Souveränität und internationaler Abhängigkeit auf, indem der Umwelt – nicht zuletzt der Sowjetunion – demonstriert wurde, dass Schweden eine selbstständige Außenpolitik zu führen in der Lage war und sich nicht scheute, selbst die USA scharf zu kritisieren. Zweitens löste die aktive Außenpolitik den Gegensatz zwischen ideologischer Westfreundlichkeit und sicherheitspolitischer Allianzfreiheit auf, indem sie die Möglichkeit bot, die Neutralitäts-

politik auch anders als lediglich passiv, isolationistisch, provinziell und ausschließlich auf Eigennutz gerichtet zu bewerten, da sie sich durch das Engagement zugunsten der Dritten Welt und einer gerechteren internationalen Ordnung legitimieren ließ. Und drittens schließlich hob die aktive Außenpolitik die Spannung zwischen demokratischer Offenheit und militärischer Bereitschaft auf, da durch die uneigennütigen Aspekte der nunmehr auch moralisch und ideologisch legitimierbaren Neutralitätspolitik die Unterstützung der Bevölkerung leichter zu gewinnen gewesen sei. Darüber hinaus seien parteipolitische Unterschiede weniger gefährlich für die Glaubwürdigkeit nach außen geworden, so dass die politische Debatte über die Außenpolitik offener habe geführt werden können.

Eine weitere durchgängige These lautet, dass in Bezug auf die Prinzipien und Hauptlinien der Neutralitätspolitik – nämlich die Möglichkeit der Neutralität im Kriegsfall vorzubereiten – parteipolitische Einigkeit bestanden habe und unterschiedliche Ansichten sich im Wesentlichen auf die Form – d. h. die Frage einer stärkeren Betonung der kulturellen/ideologischen/politischen Zugehörigkeit zum Westen einerseits und die Frage der Vorbereitung von Zusammenarbeit mit dem Westen andererseits – bezogen hätten. Zum Teil habe es insofern konkurrierende Interpretationen der in Einigkeit

verabschiedeten Formulierungen gegeben. Die Autoren betonen zudem, dass keinerlei Belege dafür bekannt geworden seien, dass eine militärische Zusammenarbeit mit einer Seite für den Fall angestrebt war, dass die Bemühungen, Schweden aus einem Krieg zwischen Ost und West heraus zu halten, noch nicht gescheitert waren. Überhaupt unterstreichen sie, dass das Ziel der Neutralitätspolitik ausschließlich darin bestand, das Land aus einem Krieg herauszuhalten (und nicht – wie für die beiden Machtblöcke – ihn zu gewinnen). Spekulationen für den Fall, dass die Neutralitätspolitik dieses Ziel nicht erreicht hätte, erteilen sie eine klare Absage. Dass die Sicherheitspolitik durch die überwiegend regierenden Sozialdemokraten durchaus innenpolitisch instrumentalisiert wurde, tritt deutlich zu Tage – und ähnliche Versuche durch die bürgerliche Opposition in Schweden wie auch für Akteure in anderen Ländern. Ganz zentral ist schließlich die Feststellung, dass es sich bei der Entwicklung der schwedischen Neutralitätspolitik als nationaler Sicherheitsstrategie um einen sukzessiven, teilweise spontanen Prozess und nicht um die Umsetzung eines zu irgendeinem Zeitpunkt festgelegten Masterplans gehandelt habe.

An vielen Stellen hätte man sich ausführlichere Belege, insbesondere bei politisch sensibleren Schlussfolgerungen, gewünscht. Bedauerlich ist auch, dass

man trotz häufigen Bezugs auf das innerhalb der Politikwissenschaft durchaus problematisierte Konzept des so genannten „Nordischen Gleichgewichts“ leider vergeblich nach einer Darlegung und Diskussion jenes abgestuften Sicherheits(sub-)systems im Norden Europas sucht, das begrifflich immerhin gewisse Assoziationen im Hinblick auf seine Funktionsweise weckt. Überhaupt bleibt die politikwissenschaftlich-theoretische Seite ein wenig unterbeleuchtet. Auf der anderen Seite ist zuzugestehen, dass die teils sehr heterogene Forschung im Rahmen eines interdisziplinären Netzwerkes nicht die Basis für eine stringente Synthese ex post abgeben kann. Auch die jährlichen Konferenzen sowie weitere Workshops, deren Diskussionsertrag deutlich spürbar ist, konnten dies nicht leisten. Allerdings hat das Forschungsfeld sehr viel klarere Konturen angenommen, so dass der Ertrag nicht zuletzt in der Gewinnung zahlreicher Ausgangspunkte für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung zu sehen ist. Im Ganzen gesehen liefern die differenzierten und auf empirische Studien gestützten Interpretationen wertvolle Einsichten, die sehr gut geeignet erscheinen, die Debatte durch sachliche Argumente anstelle rein politischer Bewertungen und gegenseitiger Diffamierungen zu bereichern.

Ove Bring ist Professor für internationales Recht an der schwedischen Militär-

hochschule (*Försvarshögskolan*). Dass er als Völkerrechtler den juristischen Inhalt von Begriffen in den Vordergrund rückt, nimmt von daher nicht Wunder. Dennoch klingt es ermutigend, wenn er schon eingangs auf die Unmöglichkeit verweist, über die Geschichte der Neutralität zu schreiben, ohne den politischen Gebrauch und Missbrauch des Begriffes zu schildern und ohne auf die Entwicklung der internationalen Sicherheitspolitik durch die Gründung von Organisationen wie den Völkerbund und die Vereinten Nationen einzugehen. Eine gewisse Sensibilität für den Zusammenhang von Politik und Recht und für die allzu oft fließende Grenze zwischen ihnen ist ihm also durchaus zu unterstellen.

So paradox der Titel des Buches klingt, so deutlich geht daraus das wechselseitige Verhältnis hervor, in dem nach Ansicht des Verfassers die Geschichte der Neutralität und der kollektiven Sicherheit zueinander stehen: Neutralität und kollektive Sicherheit verhielten sich zueinander wie kommunizierende Röhren oder der Sand in den zwei Gläsern einer Sanduhr. Je mehr man vom einen habe, desto weniger habe man vom anderen (S. 19). Der Aufbau des Buches überrascht insofern, als die erwartete Verschränkung von Neutralität und kollektiver Sicherheit sich nicht als solche auch in der Gliederung niederschlägt. Der Band zerfällt vielmehr in zwei völlig eigenständige Hauptteile: Zu-

nächst folgt auf rund 240 Seiten eine Geschichte der Neutralität vom Spätmittelalter über den Westfälischen Frieden und die Entstehung des modernen Völkerrechts, den Wiener Kongress und die schweizerische Neutralität, die zweite Haager Konferenz 1907, die Konsolidierung des Neutralitätsrechts, bis hin schließlich zur Europäischen Union und das „Auslaufen“ der Neutralität. Im Rahmen dieses Durchgangs wird auch immer wieder die spezifische Ausprägung der schwedischen Neutralität behandelt. Im Anschluss daran stellt der Verfasser die Geschichte der kollektiven Sicherheit dar, angefangen bei den alten Griechen über den Westfälischen Frieden, das Konzert der europäischen Mächte und die Konferenzdiplomatie im 19. Jahrhundert, die Haager Konferenzen, den Völkerbund und die Vereinten Nationen bis hin zur „Zukunft“, wie Bring sie sieht, regionalen Sicherheitssystemen. Auch dieser letzte Abschnitt ist Teil der Geschichte der kollektiven Sicherheit, eine formale Zusammenführung erfolgt nicht mehr. Dennoch bleiben die beiden Teile des Buches nicht gänzlich unverbunden nebeneinander stehen, sondern münden durch eine gleichermaßen überraschende wie kurze Wendung in ein Plädoyer zugunsten einer regional organisierten Sicherheitsordnung, die angesichts der bestehenden Mängel des UN-Systems dessen Ziele komplementär zu erfüllen helfen soll.

Besonderes Gewicht legt Bring schon eingangs auf die These, dass Neutralität mit kollektiver Sicherheit prinzipiell nicht zu vereinbaren sei. Das habe für den Völkerbund ebenso wie für die Vereinten Nationen gegolten, die daher der Aufnahme vormals neutraler Staaten gegenüber nicht mit größter Selbstverständlichkeit aufgeschlossen waren. Ein funktionierendes System kollektiver Sicherheit müsse sich eben auf die Solidarität seiner Mitglieder verlassen können – d. h. ihren Willen und ihre Entschlossenheit, die Maßnahmen zu ergreifen, die zur Bewahrung bzw. Wiederherstellung des internationalen Friedens nötig sind. Bring führt hier den Begriff des „Solidarismus“ ein, den er als bewusste politische Ideologie oder wissenschaftliche Methode (ja, was denn nun?) bezeichnet und den er in Abgrenzung vom pejorativ bzw. ironisch (?) besetzten „Neutralismus“ als positiv charakterisiert (S. 16). Und doch sind es, ach, immer dieselben Fragen, für die es schon immer verschiedene Antworten gegeben hat! Was ist zu tun bzw. den Mitgliedstaaten zuzugestehen, wenn die Voraussetzungen dazu nicht bestehen, das System kollektiver Sicherheit schlichtweg nicht funktioniert?

Brings Einschätzung der Möglichkeit klassischer Neutralität vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Probleme in einer veränderten weltpolitischen Lage ist über große Strecken durchaus zu teilen:

Die auf Staaten gerichtete völkerrechtliche Neutralität ist innerhalb des Neuen Europa gegenstandslos geworden, und sie bietet auch keine Lösung für die Bekämpfung des internationalen Terrorismus, von Flüchtlingsströmen, Klimawandel und globaler Armut (S. 22). Problematisch wird es allerdings, wenn der Verfasser einerseits das Fehlen eines globalen Wertekonsenses konstatiert, um sodann das Potenzial regionaler Organisationen wie der NATO als „Alternative oder Komplement zu den Vereinten Nationen“ zu preisen (S. 385 f.). Auch hier stellt sich die Frage: Welches von beidem denn nun? Es ist schon ein Unterschied, ob angesichts des Versagens des kollektiven Systems eine Nothilfe Konstruktion oder gleich quasi die Ersetzung des Systems vorgeschlagen wird. Die Betonung von Menschenrechten und anderen Werten wie etwa der Umwelt ist nach wie vor im Wesentlichen auf den (nunmehr erweiterten) Westen beschränkt, eine universelle Anerkennung ist de facto nach wie vor nicht Wirklichkeit geworden. Und humanitäre (oder auch, wie der Irakkrieg 2003 beweist, verbrämte politische) Interventionen durch regionale Organisationen oder Koalitionen ohne Mandat des Sicherheitsrates bedeuten eben nicht das Funktionieren der ursprünglichen Idee kollektiver Sicherheit. Der Hinweis auf eine beginnende Praxis nachträglicher Legitimierung durch den Sicherheitsrat (S. 401) genügt da kaum.

Ein weiteres Problem an Brings Untersuchung ist die synonyme Verwendung der Begriffe „gemeinsame“ und „kollektive“ Sicherheit (S. 18). Letzterer bezeichnet konkrete und auf Vertrag gegründete Vereinbarungen und beinhaltet die Verpflichtung zu friedlicher Beilegung von Konflikten einerseits und zur Beteiligung an kollektiv beschlossenen Sanktionen gegen Staaten, die dem zuwider handeln, andererseits (S. 19). Die NATO lässt sich als regionales Beispiel anführen, welches das Element der Selbstverteidigung erweitert. Auf nur wenigen Zeilen hingegen findet in einem Unterabschnitt des letzten Kapitels der Bericht der so genannten Palme-Kommission Erwähnung, die zu Beginn der achtziger Jahre den Vereinten Nationen einen „Gemeinsame Sicherheit“ betitelten Bericht vorlegte. Hier ging es darum, dass angesichts des atomaren Patts das Risiko gegenseitiger Zerstörung und Vernichtung durch Arsenale bestand, die dazu vielfach in der Lage gewesen wären. In dieser Situation schien Sicherheit und letztlich das Überleben der Menschheit insgesamt nicht mehr nur gegen, sondern eben nur noch *mit* dem Feind, also in *gemeinsamer Verantwortung* denkbar. Der Bericht, der einen auf Entspannung und Abrüstung gerichteten *politischen* Kern besaß, war sicherlich höchst umstritten. Ihn aber nur als Randepisode neutralistischer Versuche, internationale Verantwortung zu umgehen, abzuhandeln, geht schlichtweg an der

Sache vorbei. Der Verfasser riskiert hier nicht nur den Vorwurf, auf dem einen Auge blind zu sein, sondern muss sich darüber hinaus auch fragen lassen, ob er nicht seinerseits einen Begriff für eigene Zwecke ge- bzw. gar missbraucht. So wenig Neutralität gegen den islamistischen Terrorismus hilft, so unzweifelhaft stellen sich doch die Gefahren einer Eskalation asymmetrischer Kriegsführung der neuen Art dar.

Ove Bring erkennt die NATO als nach Ende des Kalten Krieges fast bis zur Unkenntlichkeit verändert: Von der Verteidigung des nordatlantischen Gebietes habe sie sich nunmehr die Verteidigung globaler und kollektiver Sicherheit zur Aufgabe gemacht (S. 398). Die implizite Empfehlung, dass Schweden der NATO, mit der es ohnehin eng zusammenarbeitet, beitreten möge (S. 398–401) und die Forderung, sich im Rahmen der eingegangenen politischen Allianzen (zu denen Bring auch die EU rechnet) für seine Werte zu engagieren (S. 406), entlarven Brings dickes Buch auf den letzten Seiten schließlich als eine schwergewichtige Streitschrift im Rahmen einer ohnehin über die Maßen emotionalisierten politischen Debatte. Eine ausführlichere Erörterung der Idee (neo-)regionalistischer, horizontaler Steuerung in einem längeren und die beiden Erzählstränge wirklich zusammenführenden Abschnitt wäre mehr als wünschenswert gewesen – und das gerne mit

## Rezensionen

Belegen aus der vorhandenen einschlägigen wissenschaftlichen Fachliteratur anstelle von Diskussionsbeiträgen aus der Tagespresse. In der vorliegenden Form spiegelt die wissenschaftliche Substanz des Bandes vor allem die anhaltende Ratlosigkeit vieler Völkerrechtler angesichts der Unübersichtlichkeit der sich weiter entwickelnden weltpolitischen Situation wider.

*Krister Hanne (Berlin)*

Ulrike Gerken: ... *um die Nationaleinheit zu begründen und zu befestigen ... Der Beitrag des Kieler Lektorats für dänische Sprache und Literatur zur Identitätsstiftung im dänischen Gesamtstaat (1811–1848)*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2007 (= *Imaginatio borealis*; 11) (zugl. Diss. Kiel 2006), 231 S.

In Ulrike Gerkens Dissertation, die als elfter Band der Reihe „Bilder des Nordens“ erschienen ist, wird die Geschichte des dänischen Lektorats an der Universität Kiel behandelt, das im 19. Jahrhundert dazu dienen sollte, den Aufbau einer gemeinschaftlichen Identität für alle Einwohner des dänischen Gesamtstaates zu fördern. Die Geschichte des Lektorats ist zwar bekannt, wurde jedoch nur selten analysiert. Die geschichtlichen Quellen wurden bereits 1933 von Harald Skalberg veröffentlicht, aber Ulrike Gerkens Wiederentdeckung dieses Stoffs liefert einen weiteren Beweis dafür, dass es sinnvoll sein kann, sich anscheinend vollständig erörterten Kapiteln der Geschichte ein weiteres Mal zuzuwenden. In diesem Fall wird das Lektorat in einen modernen Kontext gestellt, so dass die Arbeit neue konstruktive Sichtweisen eröffnet und einen Beitrag zu einem tieferen Verständnis der Entwicklung des Gesamtstaats leisten kann.

Die Verfasserin nutzt in großem Umfang dänische Literatur, weshalb die Analyse auf lobenswerte Weise die beiden weitgehend isolierten nationalen Forschungstraditionen enger zusammenführt. Für deutsche Leser enthält das Buch einführungshalber eine nützliche Präsentation der dänischen Debatte über nationale Identität seit dem Erscheinen von Ole Feldbæks *Dansk Identitetshistorie* in den neunziger Jahren. Selbst wenn es noch immer einige ungelöste Fragen gibt – besonders im Verhältnis zu den Holsteinern –, ist es wichtig, das Kieler Lektorat in diesem Kontext zu betrachten.

Im Hauptteil wird anschließend der Beitrag des Kieler Lektorats für dänische Sprache und Literatur zur Identitätsstiftung im dänischen Gesamtstaat zwischen 1811 und 1848 diskutiert. Die fünf Lektoren Jens Baggesen, H. C. Gøtzsche, J. L. Heiberg, Christian Flor und Carsten Hauch werden auf der Grundlage ihrer Biografien und ihres Wirkens während

ihrer Kieler Zeit beschrieben, wobei Ulrike Gerken besonders auf Harald Skalborgs Herausgabe der *Aktstykker vedrørende det danske Docentur ved Kiels Universitet 1811–1864* von 1933 zurückgreifen kann, die zentrale Quellen zur Beleuchtung dieser Frage liefert.

Der Ursprung des Lektorats lag in der Politik, die auf die Annexion Holsteins im Jahre 1806 folgte. Seine Gründung zielte darauf, das Herzogtum südlich der Eider besser in den Gesamtstaat einzugliedern. Die bereits zuvor proklamierte Gesamtstaatsideologie erfuhr damals eine neue Wendung hin zum Aufbau einer stärkeren „nationalen Einheit“. Es war ein Problem, dass die dänische Elite Deutsch sprach, während die deutsche über nur geringe Kenntnisse des Dänischen verfügte. Dies war bereits im Zuge der Konflikte in Kopenhagen während und nach der Struensee-Episode offenkundig geworden. Frederik VI. und seine Ratgeber sahen es als natürlichen Schritt in Richtung des Aufbaus eines integrierten Gesamtstaats an, dass die Stellung der dänischen Sprache im Holsteinischen gestärkt wurde. Doch was in einem multi-ethnischen Staat hätte einleuchtend sein sollen, wurde nicht sonderlich klug eingeführt und in Holstein wenig begeistert aufgenommen. Bald verbreitete sich in der deutschsprachigen Bevölkerung das Gefühl einer bevorstehenden „Danisierung“ Holsteins.

Allerdings befand sich bereits Jens Baggesen ein gutes Stück entfernt von der radikalen Integrationsideologie, für die der Vertraute des Königs, Frederik Høegh-Guldberg, direkt nach der Eingliederung gestanden hatte. Und die weitere Geschichte des Lektorats zeugt von einem erstaunlichen Mangel an Willen, dem Gesamtstaatsprojekt nach 1814 zu frischem Wind in den Segeln zu verhelfen. Erstaunlich insofern, als zu diesem Zeitpunkt keine Alternative existierte, der Gesamtstaat nicht abgelehnt wurde, der Sprachnationalismus noch unbekannt war und die Staatsmacht über eine geeignete Grundlage verfügte, eine gesamtstaatliche Identität zu konstruieren.

Eben hier eröffnet Ulrike Gerkens Buch eine Perspektive, die sogar noch ausführlicher hätte ausgearbeitet werden können. Auch wenn die Quellenlage keinen Hintergrund dafür liefert, die Geschichte des dänischen Lektorats umzuschreiben, enthält sie doch gute Argumente für die Diskussion der Möglichkeiten des Gesamtstaates und für eine Kritik der vereinfachenden Ablehnung der Potenziale dieser staatlichen Konstruktion. Lässt man die alten Argumente zum ewig geltenden Charakter der Nationen beiseite und entscheidet sich für eine konstruktivistischere Betrachtungsmethode in der Analyse des Entstehens der modernen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, wirft dies ein neues und ergiebigeres Licht auf

das Verhältnis zwischen Holstein und Dänemark.

Die Historiker haben sich viel zu lange mit der Behauptung der nationalen Tradition abgefunden, dass Dänisch und Deutsch/Holsteinisch nicht Seite an Seite in einem Staat zusammenleben könnten und deshalb naturgemäß jeder für sich bleiben sollte. Diese nachträgliche Rationalisierung ignoriert vierhundert Jahre enger staatlicher Verbindung, welche die offene Feindschaft zwischen Dänisch und Holsteinisch überwinden konnte. Sie setzt sich arrogant über die Beobachtung hinweg, dass sowohl der König als auch seine Ratgeber, die Eliten des Reichs und eine große Zahl weiterer Personen sowohl in Dänemark als auch in Holstein von der positiven Bedeutung dieser Verbindung für beide Seiten völlig überzeugt waren. Lange bevor es den Gegnern des Gesamtstaats ab 1840 gelang, eine bössartige Stimmung zu erzeugen, in der nationaler Hass im Vordergrund stand und die bornierte Ablehnung, sich mit einer anderen Sprache zu befassen als nur der eigenen, als vorteilhaft betrachtet wurde, wurde der Versuch unternommen, eine gesamtstaatliche Identität aufzubauen. Dieser Versuch misslang bekanntermaßen, und die Nachwelt wagt daraus zu schließen, dass es gar nicht anders hätte kommen können.

Sowohl das Lektorat als auch die hinter seiner Einrichtung stehenden Intentionen deuten an, wie führende Persönlichkeiten sich eine gemeinschaftliche Identität vorstellten. Es ist einer der wichtigsten Punkte Ulrike Gerkens, dass mehrere Lektoren – zuallererst Baggesen und Heiberg – gerade das nordische Erbe und die nordische Mythologie als am besten geeignet ansahen, alle Untertanen des Königs zu vereinen. Das Interesse an einer entsprechenden Ausformung bestärkte diese Annahme. Dies ist umso interessanter, als dänische Nationalisten die Deutschen später aus der nordischen Familie erfolgreich auszuschließen vermochten. Auch hier war das Holsteinische atypisch und von einem nationalen Standpunkt aus gesehen gefährlich, weil dort ein ruhendes Potenzial lag, das nie in einem Identitätsschöpfungsprozess genutzt wurde. Allein die gemeinsame vierhundertjährige Geschichte zeigte, dass Holstein starke Bindungen an das nordische Erbe besaß.

Diese Beobachtung stärkt die Vermutung, dass ein Gesamtstaat mit einem größeren Einsatz seitens der Staatsmacht Alternativen zu der Entwicklung geboten hätte, die schließlich siegreich sein sollte. Eine tiefere Erkenntnis der Möglichkeiten und Begrenzungen des Gesamtstaats erfordert, dass diese Alternativen ernst genommen und mit ergebnisoffenem Ausgang vor Augen diskutiert werden. Dies ändert nichts an der tatsächlichen Entwicklung,

doch war der Weg dorthin stets offen, und es waren mehrere Varianten im Spiel. Ulrike Gerkens Buch vermittelt einen deutlichen Eindruck davon, wie die weniger erfolgreichen Konstrukteure einer gesamtstaatlichen dänischen Identität dachten.

*Steen Bo Frandsen (Hannover)*

Darius Staliūnas: *Making Russians: Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863*. Amsterdam u.a.: Rodopi 2007 (= *On the Boundary of Two Worlds*; 11), 465 S.

Die vergangenen fünf Jahrzehnte der Erforschung des Alexandrinischen Zarenreichs haben eine Revision in der Grundtendenz sowie eine Differenzierung im Detail für einen Themenkomplex erbracht, der einmal das Bild des Zarenreichs vor 1917 geprägt hatte: die so genannte Russifizierung. Damit meinte man den Abbau der regionalen Autonomien in den zwischen 1654 und 1815 im Westen zu Russland gekommenen Gebieten.

Lange Zeit stand dabei der Bruch gegebener Zusicherungen im Mittelpunkt: Das russische Reich habe von seiner Natur her Heterogenität und Autokratie einschränkende Rechtspositionen nicht dulden können und baute sie nach einem Masterplan ab, wobei kooperatives Verhalten der Autonomiegebiete diesen Prozess zwar verzögern, aber nicht verhindern konnte. Wie naturgesetzlich erreichte die Flut die „am höchsten gelegenen Gebiete“ – die Autonomie Finnlands – zuletzt, im Jahre 1899.

Bei näherem Hinsehen zeigte diese Gleichschrittstheorie jedoch Brüche. Die

einen sahen die Beseitigung der polnischen Autonomie als durch Aufstände selbst verschuldet an, die anderen führten den Abbau der deutschbaltischen Selbstverwaltung auf Reformunfähigkeit zurück. Beide subsumierten die Vorgänge nicht länger unter „Russifizierung“. Georg von Rauch widerlegte sogar mit seiner Aufarbeitung heterogenitätsfreundlicher Phasen in der russischen Geschichte die These, die Russifizierung sei in der Natur russischer Staatlichkeit begründet. Finnische Forscher wie Korhonen und Jussila wiesen dann nach, dass die Autonomie ein Produkt der Praxis und nicht eines Verfassungseides war, weshalb den Randgebieten kein Recht zustand, „zu bleiben, was sie sind“ (Carl Schirrens Kampfformel). Im Nachgang zu dieser Klärung wurde nun immer öfter aufgezeigt, wie die Autonomiegebiete durch ihre eigene Politik die Bedingungen ihrer Autonomie beeinflussten und sich das Russische Reich um eine an den Verhältnissen des einzelnen Randgebietes orientierte Politik bemühte.

Die Verhältnisse in den so genannten „Nordwestgebieten“ – den Gouverne-

ments Kovno, Wilna, Vitebsk, Grodno, Minsk und Mogilev, also etwa das ehemalige Großfürstentum Litauen, zeitweise unter einem Generalgouverneur in Wilna zusammengefasst – lagen am anderen Ende der Skala gegenüber den „optimalen“ Voraussetzungen in Finnland. Besonders nach der Niederschlagung des Aufstandes von 1863/64 und der Dezimierung und Enteignung des polnischen Adels in dem Gebiet schien hier einer russischen Politik des Abbaus von Sonderrechten kein Hindernis mehr entgegenzustehen. Anders als in den baltischen Provinzen setzte man zur Loyalitätssicherung nicht mehr auf die Eliten der Region, und es schien daher auch nicht notwendig, wie in Finnland gleichzeitig ein Gegengewicht durch echte Begünstigung der autochthonen Bevölkerungsmehrheit zu schaffen.

Der Autor dieser beeindruckend dokumentierten Untersuchung – mit einem kritischen Apparat von fast 160 Seiten aus Archivalien in Litauen und St. Petersburg – verfolgt nun Optionen, Erfolge und Fehlschläge der russischen Politik zur Loyalitätssicherung einer solchen „Grenzmark (okraina)“ und ihrer Integration in das Reich aus der russischen Perspektive. Staliūnas überzeugt durch ein klares methodisches Konzept, das er an eine Analyse des bisherigen Russifizierungsbegriffs in der Forschung anschließt. Er setzt sich die Ziele: (1) die von den russischen Ak-

teuren – vom Innenministerium über Generalgouverneure und Gouverneure, die Führung des Wilnaer Erziehungsdistrikts bis zu den untergeordneten Behörden – verwendeten Zielbegriffe zu klären; (2) die Vorstellungen von den Nationalitäten und der sie definierenden Kriterien zu analysieren; (3) die konkreten Maßnahmen gegenüber den verschiedenen Gruppen wie polnischsprachigem Adel, polnischsprachiger Stadtbevölkerung, litauisch und weißrussisch sprechenden Bauern und Juden nicht nur zu kartieren, sondern sie in Beziehung zum jeweiligen Politikziel zu setzen.

Tatsächlich waren die Kriterien zur Unterscheidung der Gruppen niemals klar, wobei die Administratoren vor Ort sie auch noch anders interpretierten als die Regierung in St. Petersburg. Ein illustratives Beispiel ist der Kampf um die Definition von Personen polnischer Abstammung, für die seit 1865 Landerwerb außer durch Erbschaft verboten war und die der Domänenminister als „local polonised West-Russian Catholic[s]“ (S. 77) bezeichnete. Der „Henker von Wilna“, Generalgouverneur Murav'ev, hatte noch ein klares – freilich rücksichtsloses – Konzept gehabt: Schwächung des polnischen Grundbesitzes sogar durch Verkauf sequestrierter Güter und Umsiedlungen und Förderung der Ansiedlung von Russen und der bäuerlichen Bevölkerung (ähnlich wie im Königreich Polen nach

1864). Darauf konnte St. Petersburg nicht eingehen, wenn es im Grundsatz Rechtllichkeit durch Reformen fördern wollte, an der Adelsgesellschaft festhielt und daher den Bauern Russlands eine viel ungünstigere Agrarreform zumutete. Das in diesen Zielkonflikten und der Kompetenzgemengelage entstehende Maßnahmenchaos zeichnet Staliūnas detailgenau nach, ohne je den Bezug zu seinen Leitfragen zu verlieren.

Bei den Versuchen, das Gebiet (nicht die Ethnien!) langfristig zu „russifizieren“, unterscheidet Staliūnas Assimilierung, Akkulturation und Integration. Die wirkliche Assimilierung der Polen hielt man aber schon bald für so aussichtslos, dass man die meiste Energie auf die „vierte Lösung“ verwendete: die Segregation (alle diskriminierenden Maßnahmen wie Landerwerbsverbot, Sondersteuern u. a.). Da man mehrheitlich an der orthodoxen Religion als dem eigentlichen Kriterium eines Übergangs zum Russentum festhielt, wurden die Wege, die die Publizisten Katkov (vom säkularen) und Gil'ferding (vom slavophilen Ansatz aus) aufzeigten, nicht verfolgt – nämlich etwa das Russische als Vehikel zu weltlicher Bildung und Emanzipation anzubieten. Auch versuchte man nicht, mit der Festlegung der Cyrillica für litauische Drucke zugleich ein Literaturangebot zu forcieren. Die auf Russisch unterrichteten staatsfinanzierten Schulen für Juden wur-

den nicht weiter ausgebaut, Jiddisch in kyrillischen Drucken als *lingua franca* zuzulassen fürchtete man seit 1871 als Einfallstor deutschen Einflusses. Gegen den Import des russischen Elements aus dem Reichsinneren erhoben sich zu Recht Bedenken wegen zweifelhafter Elemente, und auch ausgewiesene gute Administratoren verlangten Privilegien. Andererseits gingen immer noch russische Landbesitzer kulturell in der polnischen Gentry auf.

Anders als etwa Ungarn, das die Juden durch Emanzipation für den fehlenden Mittelstand substituierte, konnte sich Russland nicht zu einer aktiven Judenpolitik entschließen und ging später auch dort zur Diskriminierung über. Von den Litauern selbst, die man vor 1863 noch gefördert hatte, erwartete man ein Aufgehen im Russentum, wenn die Depolonisation abgeschlossen sei. Da sie aber von den antikatholischen Maßnahmen nicht ausgenommen wurden, blieb diese gemeinsame Klammer des Widerstands erhalten. Weißrussen billigte man als Ostslawen kein Recht auf eine Entwicklung ihrer Eigenart zu. Diese Versuche, die Russifizierung des Gebiets ohne attraktives Angebot zu erreichen, waren jedoch zum Scheitern verurteilt.

Staliūnas' Arbeit zeigt gerade durch die Einbeziehung der lokalen Ebene, dass dem Russischen Reich die Kräfte fehlten, die Heterogenität zu überwinden, selbst

wenn der Gegner sozusagen zerstört am Boden lag. Eine grundlegende Schwäche war dabei das Theoriedefizit, dessentwegen der örtlichen Administration kein Instrumentarium zur Verfolgung einer konsistenten Politik zur Verfügung stand. Die Heterogenität des Reichs als Chance zu akzeptieren und kreativ weiterzuentwickeln, dafür war der Mut seit Alexander I. verloren gegangen. Komparatistische Ansätze verfolgt Staliūnas vor allem im Hinblick auf die habsburgische Polen- und Ukrainerpolitik, aber leider weniger bezüglich des Baltikums – bezeichnenderweise fehlt Thadens „Russia’s Western Borderlands“ (1984) im Literaturverzeichnis. Auch erkennt man an manchen Wiederholungen die Entstehung aus einer ganzen Reihe vorher veröffentlichter Artikel.

Die englische Übersetzung greift manchmal zu ungewohntem Vokabular, aber sie erlaubt einen Blick in Details, die sonst nur in den landessprachlichen Veröffentlichungen der Region verfolgbar wären. Das Werk setzt zugleich durch seine weit gefasste und konsequent verfolgte Fragestellung einen mächtigen Stein in den Bogen eines neuen Verständnisses der russischen Nationalitätenpolitik im Zarenreich.

*Robert Schweitzer (Lübeck)*

Michael Garleff (Hg.): *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich. Hrsg. im Auftrag der Karl Ernst von Baer-Stiftung in Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission.* 2 Bände. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2008 (= Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart; 1/I, 1/II), 442/455 S.

Der erste dieser beiden Bände, bereits 2001 in 1. Auflage erschienen, aber damals in dieser Zeitschrift nicht besprochen, wird hier in 2., durchgesehener und ergänzter Auflage zusammen mit dem zur gleichen Zeit erstmals herausgekommenen zweiten Band vorgelegt. Damit eröffnen die Herausgeber Michael Garleff und Paul Kaegbein, weiterhin im Auftrag der Baltischen Historischen Kommission, eine neue, die Zeitgeschichte stärker berücksichtigende Schriftenreihe, die an die Stelle der beiden seit langem eingeführten Reihen *Quellen und Studien zur baltischen Geschichte* und *Schriften der Baltischen Historischen Kommission* tritt.

Das Werk dient nicht vorrangig zur Einführung in die Problematik der Deutschbalten im Allgemeinen und ihrer Situation in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkrieges im Besonderen, vielmehr spricht es eher den Leser an, der ein spezielles Interesse und eine Grundkenntnis mitbringt. Es sei jedoch gleich

hinzugefügt, dass die Beiträge keineswegs abschreckend wirken und durchweg gut lesbar sind. Sie bieten eingehende Analysen und Differenzierungen, die pauschale Vorstellungen von der deutschen Bevölkerungsgruppe kritisch beleuchten, die, seit Jahrhunderten im Baltikum ansässig, vor dem Ersten Weltkrieg im Russischen Reich, danach in den neu entstandenen nationalstaatlichen Republiken des Baltikums lebte und zu Beginn des Zweiten Weltkrieges größtenteils in das eroberte Westpolen, den „Warthegau“, und in das Reichsgebiet umgesiedelt wurde. Die Aufsätze folgen keinem bestimmten Aufbau, sondern beziehen sich, durch beide Bände hindurch, aufeinander, greifen mehrfach gleiche oder verwandte Themen auf und präzisieren oder modifizieren an späterer Stelle Aussagen, die in einem vorangegangenen Aufsatz getroffen worden sind. Daher ist es sinnvoll, wenn man sich an die beiden dickleibigen Bände macht, die Beiträge hintereinander und in der vorgegebenen Reihenfolge zu

lesen, weil erst dann die vielen Facetten und Details sich zusammenfügen. Ein fertiges Bild wird nicht entworfen, auch nicht angestrebt.

Bereits die Schwierigkeiten der Terminologie weisen darauf hin, dass sich die Forschung erkennbar im Fluss befindet. Verhehlen schon die Esten, Letten und Litauer kaum ihre Abneigung gegen ihre nivellierende Zusammenfassung als „Balten“, die gleichwohl als griffige Kurzformel ständig benutzt wird, so wird es bei den Deutschen, die bei ihnen gelebt haben, noch komplizierter. Deren Bezeichnung als „Balten“, wie sie seinerzeit üblich gewesen war und heute noch in dem Namen der „Baltischen Historischen Kommission“ auftaucht, verwischt die Unterscheidung zwischen den deutschen und nichtdeutschen Bevölkerungsgruppen und legt es – heute zu Unrecht – nahe, in den Deutschen die „eigentliche“ Bevölkerung zu sehen. Dies lässt sich den Bezeichnungen „Baltendeutsche“ und „Deutschbalten“ nicht nachsagen, wenn auch ihre parallele Verwendung nicht gerade zur Entwirrung vor allem bei einem nicht in die Details eingeweihten Publikum beiträgt.

Der Herausgeber ist sich dieser Probleme bewusst, erläutert sie sensibel und bedient sich selbst konsequent des Begriffes „Deutschbalten“, den übrigens Lew Kopelew in einer Grundsatzentscheidung

auch für alle Autoren der von ihm edierten Werke verbindlich gemacht hat.

Zeitlicher Dreh- und Angelpunkt des vorliegenden Gesamtwerkes ist die Umsiedlungsaktion, die 1939 als Folge der deutsch-sowjetischen Abmachungen auf Grund eines „Aufrufs“ des „Führers“ erfolgte. Aus den Auslandsdeutschen wurden dadurch eindeutige Mitglieder des deutschen „Volkskörpers“ und Untertanen des nationalsozialistischen Regimes. Das bedeutete nicht allein eine neue Dimension des beiderseitigen Perspektivenwechsels, der mit dem Ende der Herrschaft des Zaren – ihm hatte die Loyalität dieser Deutschen gegolten – und der Errichtung der neuen Nationalstaaten eingetreten war, sondern auch die Bewährungsprobe für die Deutschbalten im ‚real existierenden Nationalsozialismus‘. Die Umsiedlungsaktion war nicht gerade wohlorganisiert, die Menschen erfuhren auch sogleich, wie es war, wenn man nach dem rassenideologischen Kriterienkatalog untersucht und dementsprechend als Menschenmaterial eingestuft wurde, und schließlich erwies sich für sie „die Politik im Reichsgau Wartheland – mit Ausnahme der Gutsbesitzer – alles andere als geeignet, den Umsiedlern eine neue Heimat zu schaffen“ (Lars Bosse, I, S. 350).

Unter den Persönlichkeiten, deren Haltung zum Nationalsozialismus konkret wurde, gilt dem Historiker Reinhard

Wittram besondere Aufmerksamkeit. Sie richtet sich einerseits darauf, was er als junger Professor und Dekan an der neu gegründeten Reichsuniversität Posen an Engagement für das Regime und an persönlichem Bekenntnis zum „Führer“ an den Tag gelegt hat. Andererseits gilt sie auch der Haltung, die er nach dem Kriege als Russland- und Neuzeithistoriker an der Göttinger Universität an den Tag gelegt hat. Roland Gehrke unterzieht die kritiklose Zuarbeit dieses Wissenschaftlers und seiner Kollegen für die verbrecherische deutsche Politik im östlichen Europa einer eingehenden Analyse, während Błażej Białkowski der Frage nach der biographischen Einheitlichkeit des nationalsozialistischen und des „bekennden“ Wittram nachgeht.

In ihrer Orientierung am Nationalsozialismus werden Victor von zur Mühlen (Niels von Redecker), Werner Hasselblatt (Jörg Hackmann) und Erhard Kroeger (Matthias Schröder), als prominenter Würdenträger des NS-Regimes Alfred Rosenberg (Frank-Lothar Kroll, Christine Pajouh), als Vor-denker ethnopolitischer und „volkstheoretischer“ Konzepte Max Hildebert Boehm (Ulrich Prehn), als Ideengeber Hitlers Max Erwin von Scheubner-Richter (Karsten Brüggemann) und als oppositionelle Gegenbilder dazu Paul Schiemann (Helmut Kause, John Hiden), Alexander von Stenbock-Fermor und Bernt von Kügelgen (Detlef Kühn) vorgestellt, weiterhin Frank

Thiess als eigenartiger Vertreter der „inneren Emigration“ (Norbert Angermann) sowie der kritisch-verzweifelte Friedrich Reck-Malleczewen und der verwirrte Herbert Volck als zwei „Entwurzelte“ (Joachim Neander).

Drei Aufsätze beleuchten die Haltung deutschbaltischer evangelischer Theologen zum völkischen Denken (Heinrich Wittram) und zum Nationalsozialismus (Stephan Bitter) sowie die entsprechenden Tendenzen in der kirchlichen Presse (Lore Poelchau). Gert von Pistohlkors stellt die Internatschule in Misdroy/Pommern zwischen 1919 und 1945 in ihrer zentralen Bedeutung für ein heimatbezogenes, im Kern eigenständiges Selbstverständnis der deutschbaltischen Bildungsschicht dar. Dagegen erscheinen die Baltische Bruderschaft (Bastian Filaretow) und die Baltische Arbeitsgemeinschaft (Carla Siegert) als wesentlich problematischere, wenn nicht fragwürdige Gesinnungsgemeinschaften.

Was die Deutschbalten für das Regime interessant machte, waren ihre Mehrsprachigkeit und Landeskenntnis sowie nicht zuletzt ihr kritisches Verhältnis zum Bolschewismus, vor dem etliche nach der Oktoberrevolution zunächst ausgewichen waren. So waren sie in zivilen Funktionen (Kārlis Kangeris), in der kämpfenden Truppe (Wilfried Schlau) oder bei der Sicherheitspolizei und dem SD (Wilhelm

Lenz) einsetzbar. Dass sie nicht ohne weiteres als gehorsame Befehlsempfänger zu subsummieren sind, jedoch häufig nicht nur als eigensinnige Sondergruppe das Misstrauen des NS-Regimes auf sich zogen, sondern auch in der historischen Betrachtung in kein einfaches Schema passen, wird an vielen Stellen erkennbar und in der quellenkritischen Analyse eines Manuskriptes über „Die Behandlung des Russischen Problems während der Zeit des NS-Regimes“ (Timm C. Richter, Hartmut Rüß, Matthias Schröder) oder in der Untersuchung ihres Einsatzes für den übergelaufenen und kooperationswilligen General Vlasov (Matthias Schröder) auf spezielle Weise thematisiert.

*Hans Hecker (Düsseldorf)*

Rita Bredefeldt: *Judiskt liv i Stockholm och Norden. Ekonomi, identitet och assimilering 1850–1930*. Stockholm: Stockholmia Förlag 2008 (= Monografier utgivna av Stockholms Stad; 188), 237 S.

Die Wirtschaftshistorikerin Rita Bredefeldt versammelt in ihrem Buch die Ergebnisse verschiedener über einen längeren Zeitraum bearbeiteter Forschungsprojekte zur jüdischen Geschichte Schwedens. Dem entspricht der Charakter der einzelnen Kapitel als voneinander relativ unabhängige Studien.

Der Rahmen der Publikation ist die übergeordnete Fragestellung nach Assimilation und jüdischer Identität, der sich Bredefeldt durch die Verknüpfung einer (weitgehend ökonomischen) Innenperspektive mit dem Blick der Mehrheitsgesellschaft nähern will (S. 33f.). Ausgehend von der amerikanischen Multikulturalismusdebatte verwendet Rita Bredefeldt das Konzept der „ethnicity“ zur Beschreibung der jüdischen Minderheit. Sie betont den Prozesscharakter und die Veränderlichkeit jüdischer Identität, die durch ein ständiges Wechselspiel sowohl gruppeninterner als auch äußerer Faktoren definiert werde. Gleichwohl möchte Bredefeldt an bestimmten quasi überzeitlichen Elementen jüdischer Identität festhalten und zeigt sich skeptisch gegenüber Vorstellungen hybrider

Kulturen und einer situativen Gebundenheit von Identität. Es sei ihre Überzeugung, dass Personen jüdischer Herkunft, ebenso wie viele säkularisierte Juden, einen Großteil der Wirklichkeit durch ihre jüdische Identität betrachten (S. 222f.).

Vor diesem theoretischen Hintergrund zeichnet die Verfasserin im zweiten Kapitel Arbeit die Geschichte jüdischer Integration in Schweden als die Durchsetzung eines „stillen Konsenses“ seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, in dem Juden die ihnen zugedachte Rolle als „ökonomisch nützlich“ internalisierten und eine „Projektidentität“ als wirtschaftlich erfolgreiche gute Untertanen mosaischen Glaubens annahmen (S. 214). Gleichzeitig ging mit dieser Identität die Bereitschaft einher, eine grundsätzlich feindlich eingestellte Umwelt stets aufs Neue von der eigenen Existenzberechtigung zu überzeugen (S. 66). Ökonomischer Erfolg und sozialer Aufstieg wurden so zur Strategie sozialer Akzeptanz und Integration. Zugleich ging dieser soziale Aufstieg einher mit einer neuen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, wie Bredefeldt

im folgenden Kapitel zeigt. Während sich in Stockholm die Zahl der in Hilfs- und Handwerksberufen tätigen jüdischen Männer zugunsten von Berufen mit Leitungsfunktion und akademischen Berufen deutlich verringerte, ging die Erwerbstätigkeit jüdischer Frauen im gleichen Zeitraum drastisch zurück. Gleichzeitig unterschied sich die Berufsstruktur der jüdischen Minderheit erheblich von der Entwicklung im industriell expandierenden Stockholm insgesamt: Dort stieg die weibliche Erwerbstätigkeit im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts sowohl in der Industrie als auch in Haushaltsberufen deutlich an. Eine jüdische Arbeiterschaft entwickelte sich in Schweden wiederum nie. Der rasante soziale Aufstieg der jüdischen Minderheit, der sich auch in der Verwirklichung des bürgerlichen Familienideals mit einem alleinigen (männlichen) Versorger spiegelte, beruhte damit, folgert Bredefeldt, auf einer gemeinsamen Strategie der Geschlechter, einem *genuskontrakt* (S. 114).

Sehr interessant sind die Ansätze zu einer vergleichenden Geschichte der jüdischen Minderheiten in den Ländern Nordeuropas, der Bredefeldt ein eigenes Kapitel widmet. Gestützt auf einige zeitgenössische statistische Untersuchungen und neuere historische Arbeiten kann sie zwischen Schweden, Norwegen und Dänemark, trotz der unterschiedlichen Strukturen und Geschichten der jüdischen

Minderheiten, deutliche Parallelen in der Entwicklung der Erwerbsmuster und der sozialen Mobilität zeigen. Die besonderen Gegebenheiten im Großfürstentum Finnland spiegelten sich hingegen in den begrenzten Möglichkeiten jüdischen Lebens wider. Vor dem Hintergrund des de jure bis 1918 fortbestehenden schwedischen Einwanderungsverbotes aus dem 18. Jahrhundert und der Abwesenheit rechtlicher Gleichstellung waren die Möglichkeiten der jüdischen Minderheit zu sozialem Aufstieg hier sehr eng begrenzt.

Der Selbstverortung schwedischer Juden zwischen Bewahrung jüdischer Identität und Integrationswillen nähert sich Bredefeldt über eine Untersuchung der Vornamen, die jüdische Eltern ihren Kindern gaben. Ohne Zweifel sind Namen starke Identitätssymbole: In die Namen ihrer Kinder projizieren Eltern damals wie heute ihre Hoffnungen auf diejenigen Ziele und Lebenswelten, die sie ihren Kindern wünschen. Bredefeldt gelingt es zu zeigen, dass jüdische Eltern in Schweden um 1900 immer seltener jüdisch konnotierte Vornamen wählten. Im Kontext der lange etablierten und eher liberal orientierten jüdischen Gemeinde in Stockholm trug ohnehin nurmehr eine Minderheit der Väter und Mütter selbst einen „jüdischen“ Namen, aber auch im eher orthodoxen Einwanderermilieu Malmö ging die traditionelle Namensgebung deutlich zurück. Dabei wichen die Präferenzen jüdi-

scher Väter und Mütter gleichzeitig deutlich von denen ihrer christlichen Nachbarn ab: Deren Vorliebe für „königlich-schwedische“ Namen (Karl, Johan, Oskar, Sofia, Viktoria etc.) teilten sie beispielsweise offenbar nicht. Damit liefert die Studie eine interessante und wichtige Momentaufnahme der schwedischen jüdischen Gemeinden um 1900. Doch wie viele Aussagen erlaubt die Namensgebung allein über die Selbstdefinition schwedischer Jüdinnen und Juden? Wie alle Symbole sind auch Namen mehrdeutig – religiöse, soziale, regionale und familiäre Faktoren spielen in sie hinein. Gerade angesichts einer relativ geringen Datenbasis (ca. 350 Namen der Kindergeneration) wäre es angebracht gewesen, das statistische Material mit Selbstaussagen der historischen Akteure zu verbinden.

Damit ist auch ein grundlegendes Problem des Buches angesprochen: die weitgehende Beschränkung auf quantitative Methoden der „klassischen“ Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Zweifelsohne liefert die Studie wichtige Beiträge zum wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg und damit Hinweise auf einen „Verbürgerlichungsprozess“ (Shulamit Volkov) schwedischer Juden. Doch, wie Bredefeldt selbst anmerkt (S. 66f.), beruhte die Vorstellung von „Bürgerlichkeit“ gerade auch auf einer spezifischen kulturellen Praxis. Um der eigenen Zielsetzung ge-

recht zu werden, jüdische Identität und unterschiedliche Grade von Assimilation zu beleuchten (S. 33), hätte es der Ergänzung durch kulturgeschichtliche Herangehensweisen bedurft. Denn wie lässt sich „Identität“ historisch beschreiben, ohne die Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungen der zeitgenössischen Menschen zu beschreiben und in die Analyse einzu beziehen? Doch die historischen „Objekte“ bleiben bei Bredefeldt weitgehend stumm.

Allzu schnell ist Bredefeldt auch mit der Interpretation des jüdischen sozialen Aufstiegs als einem Instrument der Selbstbehauptung in einer feindlichen Umwelt. Denn einen systematischen Nachweis für die „tiefe Verankerung und weite Verbreitung“ (S. 73) des Antisemitismus in Schweden, der in allen gesellschaftlichen Schichten während des gesamten 19. Jahrhunderts und weit in das 20. Jahrhundert hinein jederzeit aufflammen konnte (S. 129), erbringt sie nicht.

Auch die zentrale Rolle, die Bredefeldt der Furcht vor Antisemitismus bei der Ablehnung der osteuropäischen Migranten durch die etablierten Juden zuweist, hätte einer genaueren Analyse bedurft. Gerade am Beispiel des komplexen Interaktionsprozesses zwischen jüdischen Gemeinden und den osteuropäischen Migranten zeigen sich die methodischen Grenzen einer Vorstellung von Identität, die von weitgehend

homogenen Minderheitskulturen ausgeht. Denn gerade in diesen Auseinandersetzungen offenbarte sich, wie wenig selbstverständlich die Identitätskonstruktion als ein Volk mit gemeinsamer Herkunft und gemeinsamen Kulturerbe war.

Insgesamt liefern die Studien Rita Bredefeldts viele wichtige Anstöße für die Forschung zur jüdischen Geschichte Skandinaviens. Ihre Ergebnisse zum Wandel der Sozial- und Erwerbsstrukturen und zum geschlechterspezifischen Charakter sozialer Mobilität werden für alle künftigen Studien zur Integration und Verbürgerlichung der Juden in Schweden eine wichtige Grundlage bilden. Besonders hervorzuheben ist Bredefeldts Ansatz, ihre Ergebnisse vergleichend in einen nordeuropäischen Kontext einzubetten. Doch zugleich scheint der Mantel, in den sie ihre Studien kleidet – nämlich die Frage nach „jüdischem Leben“, „Identität“ und „Assimilation“ – ein wenig groß geraten: Er weckt Erwartungen, welche die Arbeit nicht erfüllen kann.

*Christoph Buller (Berlin)*

Lars M. Andersson und Karin Kvist Geverts (Hg.): *En problematisk relation? Flyktingpolitik och judiska flyktingar i Sverige 1920–1950*. Uppsala: Swedish Science Press 2008 (= *Opuscula Historica Upsaliensa*; 36), 311 S.

Seit einem guten Jahrzehnt findet der Forschungsbereich *Holocaust Studies* auch in Schweden immer größeres Interesse. Für die Forscher/innen bedeutet das, sich nicht nur mit Schwedens Rolle im Zweiten Weltkrieg auseinanderzusetzen, sondern auch mit der Frage nach konkreten Hilfseinsätzen für die Opfer des Nationalsozialismus. Unter diesem Aspekt stellt die schwedische Flüchtlingspolitik – besonders im Falle jüdischer Flüchtlinge – ein ergiebiges Forschungsfeld dar, das den Schwerpunkt des vorliegenden Sammelbands bildet. Das von den Herausgeber/innen Kvist Geverts und Andersson formulierte Hauptanliegen des Buches ist es, Veränderung, Praxis und ideologische Aspekte der schwedischen Flüchtlingspolitik 1920–1950 aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Kvist Geverts und Andersson geben einleitend einen Überblick über die bisherige Forschung zum Thema, wobei auch die Desiderata angesprochen werden. Theoretische Perspektiven auf flüchtlingspolitische Themen sind selten in der schwedischen Forschung. Verschiedene

Ebenen der Analyse wie Gesetzgebung, Praxis und Argumentation wurden jeweils einzeln beleuchtet, aber nur in Ausnahmefällen synthetisiert. In diesem Sinne fordern die Herausgeber/innen eine Kontextualisierung des empirischen Materials, die ein neues Licht auf die Motive der schwedischen Flüchtlingspolitik werfen kann. Das Verhalten der schwedischen Behörden im Zweiten Weltkrieg zum Beispiel müsse in einem politischen Kontext analysiert und bewertet werden.

Die Anthologie ist in vier Teile gegliedert. Den Beiträgen zu Flüchtlingspolitik und jüdischen Flüchtlingen ist ein ausführlicher und ergiebiger Artikel zum Begriff der Vernichtung (*förintelsen*) vorangestellt. Stéphane Bruchfeld setzt sich mit der Entstehung und dem Wandel dieses Begriffs auseinander, indem er zum einen den lexikographisch-encyklopädischen Diskurs analysiert und zum anderen zeigt, wie der Begriff in der Forschung operationalisiert worden ist. Wurde der Begriff *förintelsen* am Anfang ausschließlich für die Ermordung der europäischen Juden

gebraucht, kann Bruchfeld zeigen, dass er heute eher als Sammelbezeichnung für die Verfolgung unterschiedlicher Gruppen durch den Nationalsozialismus dient und als solcher mehrdeutig und sogar widersprüchlich ist. Deshalb, so Bruchfeld, sollte der Begriff *förintelsen* vermieden und der Untersuchungsgegenstand immer spezifiziert werden.

In den vier Beiträgen des zweiten Teils der Anthologie wird die schwedische Flüchtlingspolitik zur Zeit des Nationalsozialismus kritisch beleuchtet. Aus verschiedenen Aspekten heraus werden Haltung, Argumentation und Praxis der jeweiligen schwedischen Behörden unter die Lupe genommen. Die Beiträge zeigen, dass die schwedische Flüchtlingspolitik von der jeweils aktuellen Entwicklung des Krieges abhing und dass antisemitische Stimmungen im öffentlichen Diskurs gängig waren. Karin Kvist Geverts, Lena Andersson und Mikael Byström können in verschiedenen Studien feststellen, dass die Position des Nationalsozialismus und/oder eines expliziten Antisemitismus im öffentlichen Diskurs Schwedens zwar verpönt war, dass aber eine moderate antisemitische Haltung dennoch legitim erschien. Schließlich gebe es eine „Judenfrage“, deren negative Auswirkungen es in Schweden zu vermeiden gelte. Dieses Phänomen wird unter der von Stéphane Bruchfeld geprägten Bezeichnung *det*

*antisemitiska bakgrundsbruset* (das antisemitische Hintergrundrauschen) subsumiert: ein Geräusch, das weder deutlich noch fassbar sei, das letzten Endes aber entscheidenden Einfluss auf die Bildung unseres Bewusstseins nehme. Der Beitrag von Tobias Berglund stellt den Zynismus der schwedischen Flüchtlingspolitik bloß, indem er nachweist, dass diese unmittelbar mit den Stärkeverhältnissen an der Front einherging: 1943 veränderte sich die Zusammensetzung der internierten Flüchtlinge in den schwedischen Lagern. Statt der bis dahin häufigeren Gefangennahme von Juden und Kommunisten wurden nun vor allem Nazis und Kollaborateure aus Dänemark und Norwegen interniert.

Die drei Beiträge im dritten Teil behandeln einige zentrale Hilfsorganisationen und ihre Arbeit für die jüdischen Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg. Der Mosaischen Gemeinde in Stockholm wurde nach dem Krieg vorgeworfen, eher restriktiv gegen jüdische Asylanten in Schweden vorgegangen zu sein. Dem widerspricht Pontus Rudberg in seiner Studie zur Hilfsarbeit der Stockholmer Mosaischen Gemeinde 1938–1940. Rudberg meint, dass die Gemeinde sich trotz des engen Spielraums der Behörden und der Asylgesetzgebung stets um eine Erhöhung der Flüchtlingsquote bemüht habe. Malin Thor beschäftigt sich in ihrem Artikel über die mosaische Gemeinde in

Norrköping mit dem an sich interessanten Ausgangspunkt der Kritik an den jüdischen Gemeinden; offensichtlich herrschte die Vorstellung, dass die „Juden in Schweden“ – und nicht der schwedische Staat – eine besondere Verantwortung für die verfolgten Juden Europas tragen sollten. Diese Vorstellung einer jüdischen Gemeinschaft und der damit zusammenhängenden Identität analysiert Thor mithilfe von Benedict Andersons Konzept der *imagined communities*. Über bedeutende Hilfseinsätze der Schwedischen Missionsgemeinde sowie der Schwedischen Israelmission berichtet Pär Frohnert in seinem Beitrag. Allerdings konstatiert er ebenfalls, dass die Flüchtlinge innerhalb der Hilfsaktionen in impliziten Hierarchien kategorisiert wurden, wobei den „Judenchristen“ der höchste Rang zukam.

Der vierte und letzte Teil liegt thematisch etwas neben der Hauptspur des Sammelbands, enthält dennoch drei Beiträge, die Bedingungen der jüdischen Flüchtlinge sowie der Hilfseinsätze exemplarisch beleuchten. Paul A. Levine will das eher mythisierende Narrativ der Gestalt Raoul Wallenbergs empirisch aufklären, ohne dessen humanitäre Leistungen zu schmälern. Levine weist mithilfe von Dokumenten darauf hin, dass Wallenberg keinesfalls einen offiziellen Auftrag von schwedischer Seite hatte, die ungarischen Juden zu retten. Er sei als Beobachter und Berichterstatter nach Budapest entsandt

worden und seine Rettungseinsätze seien auf eine private Initiative zurückgegangen. Die problematische Situation der ungarischen Juden ist auch Gegenstand des anspruchsvollen Beitrags von Laura Palosuo. Aus einer intersektionellen Perspektive analysiert sie die Auswirkungen der antijüdischen Gesetze in Ungarn 1938–1941.

Der letzte Beitrag, der ebenfalls an Ungarn anknüpft, illustriert die schwedische Flüchtlingspolitik aus Sicht der Opfer. Ilona Treitel beschreibt anhand von Dokumenten aus ihrer eigenen Familie (sie kam 1938 als einjähriges Flüchtlingskind nach Stockholm), mit welchen Schwierigkeiten jüdische Flüchtlinge in Schweden konfrontiert waren.

Die vorliegende Anthologie versammelt wichtige empirische Studien, die sich teilweise mit ganz neuen Themen oder zumindest mit neuen Perspektiven auf alte Themen beschäftigen. Die in der Einleitung thematisierte Einbettung in einen historischen, politischen Kontext gelingt in sämtlichen Beiträgen, womit der Sammelband als wichtiger Beitrag im Rahmen der schwedischen *Holocaust Studies* zu betrachten sein wird. Theoretische Aspekte bleiben jedoch auch hier größtenteils auf der Strecke. Ausnahmen stellen die Beiträge von Thor und Palosuo dar. Möglicherweise hätte eine stärker ausgerichtete Transdisziplinarität der Antholo-

gie gut getan. Zehn der zwölf Beiträge sind von Historiker/innen verfasst, und so bleiben Betrachtungsweisen und methodische Ansätze mitunter etwas konform.

Nichtsdestotrotz füllt die Anthologie eine Lücke in der Forschung zur schwedischen Flüchtlingspolitik und sollte als Anregung für weitere Studien dienen. Besonders spannend wäre dabei die Frage, die im Einleitungskapitel angesprochen, jedoch leider nicht verfolgt wird: Inwiefern sind die Argumentationsmuster der Flüchtlingsdebatte in den 1930er Jahren auch im heutigen Diskurs vorhanden?

*Charlotta Brylla (Berlin)*

Christian Friis Bach, Thorsten Borring Olesen, Sune Kaur-Pedersen und Jan Pedersen: *Idealer og realiteter. Dansk udviklingspolitik historie 1945–2005*. København: Gyldendal 2008, 583 S.

Eigentlich war die sechsteilige Reihe über die Geschichte der dänischen Außenpolitik – ein Prestigeprojekt, das großzügig durch die Carlsberg-Stiftung unterstützt und im Rahmen der Nationalenzyklopädie vom landesweit größten Verlag, Gyldendal, herausgegeben wurde – schon 2006 abgeschlossen worden. Der vorliegende Zusatzband, vom dänischen Außenministerium sowohl finanziert als auch mit Zugang zu dessen Archiv unterstützt, hegt durchaus dieselbe Ambition, ein Meilenstein in der Historiographie der dänischen Außenpolitik zu werden.

Auch für diesen Band ist ein beeindruckendes Autorenkollektiv zusammengestellt worden, das sowohl Wissenschaftler als auch Praktiker aufweist. Sune Kaur-Pedersen, Beamter im Wissenschaftsministerium, beschäftigt sich mit dem Zeitraum 1945 bis 1962; Jan Pedersen, Historiker an der Universität Kopenhagen, übernimmt den Zeitraum bis 1975; Professor Thorsten Borring Olesen aus Aarhus beschreibt die Zeit bis 1989; und Christian Friis Bach, internationaler Direktor der Nothilfeorganisation der dani-

schen Kirche (*Folkekirkens Nødhjælp*), liefert den Abschnitt zur Zeitgeschichte. Ergänzt wird die Darstellung durch eine Einleitung und eine Konklusion, die von zwei der Hauptredakteure des Gesamtprojekts, den Professoren Carsten Due-Nielsen und Nikolaj Petersen, geschrieben wurden.

Der Grund für die Herausgabe eines Zusatzbandes liegt darin, dass die Entwicklungspolitik und damit der Großteil der Beziehungen zur Dritten Welt in den Bänden 5 und 6 (1945–1972 bzw. 1973–2006) außer Acht gelassen worden war. In dem Bestreben, die großen Linien der klassischen Außenpolitik zu verfolgen, waren sie nicht zuletzt auf Sicherheits-, Bündnis- und Europapolitik fokussiert. Dafür gab es gute Gründe, denn in diesen Jahren dominierte erst der Kalte Krieg und danach die Neuorientierung im Rahmen der neuen Weltordnung das Bild der Politiker, der Medien, der Diplomaten und des Militärs. Die dadurch entstandene Forschungslücke schließt nun das vorliegende Werk.

Dass das Interesse der Historiker auf diesem Gebiet bisher begrenzt war, mag verwundern, ist doch die Entwicklungshilfe letztlich einer der wichtigsten Posten im Staatshaushalt, was die Beziehungen zum Ausland betrifft, und wird nur von den Verteidigungskosten übertroffen. Hinzu kommt, dass Dänemark innerhalb des westlichen Bündnisses im Hinblick auf seinen militärischen Beitrag unter dem Durchschnitt lag. Im internationalen Vergleich dagegen gehört es seit den siebziger Jahren zur Avantgarde der Länder, die Entwicklungshilfe leisten. Das Land ist Mitglied des exklusiven Klubs von Geberländern, die das UNO-Ziel von 0,7 % des BIP erfüllen. In den neunziger Jahren war Dänemark mit einem Beitrag von ganzen 1,5 % des BIP sogar weltweit führend. Seit dem Regierungswechsel 2001 hat die Entwicklungspolitik zwar weniger Priorität genossen, Dänemark gehört jedoch immer noch zu den führenden Geberländern. Außerdem ist es ein treuer Unterstützer der UNO und ihrer Unterorganisationen. Nicht zuletzt deshalb ist Kopenhagen mit zahlreichen UNO-Niederlassungen heute die sechstgrößte „UNO-Stadt“ der Welt.

Die Periodisierung des Buchs fällt wie erwähnt in vier Teile: Die frühen Jahre vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Verabschiedung des „Gesetzes über Dänemarks technische Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern“, das die ge-

setzliche Grundlage für die moderne dänische Entwicklungshilfe darstellt, werden von den Verfassern als die Wiege der späteren Entwicklungshilfe behandelt. Nach dem Krieg hatte die Hilfe zunächst eher den Charakter von Nothilfe für die Zivilbevölkerung in den Ländern Europas, vor allem in der Nachbarschaft Dänemarks. Hauptempfänger waren die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein (4,7 Millionen Kronen), die Niederlande (4,4 Mio.) und Frankreich (1,1 Mio.). Aber auch die Sowjetunion bekam in den Jahren 1945–47 die beachtliche Summe von 1,5 Millionen Kronen, kleinere Beträge gingen außerdem nach Polen und Ungarn. Auf diese Weise wurde für einen gewissen Ausgleich gesorgt, hatte Dänemark in diesen Jahren noch keine feste Blockwahl getroffen und versuchte, zwischen Ost und West zu balancieren.

Politisch brisant war die Hilfe für die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein. Nach dem Krieg war die Grenzfrage wieder aktuell geworden, und der dänische Grenzverein (*Grænseforeningen*) stellte zum Jahreswechsel 1946/47 die Anfrage, ob die Zugehörigkeit zur Minderheit nicht automatisch die Leistung von Nothilfe mit sich führen könnte – bisher hatten nur Angehörige zum Zeitpunkt des 1. Februar 1946 Unterstützung erhalten.

Dieser Vorschlag war insofern problematisch, als dadurch das Misstrauen geweckt

werden konnte, dass mit den so genannten „Speckdänen“ ein Grenzkampf geführt werden sollte. Diese Frage belastete die schwierige Debatte über die Grenzfrage, die 1947 schließlich zu einem Regierungswechsel führte, ohnehin. Die neue sozialdemokratische Regierung leitete die Hilfsleistungen nun so um, dass sie fortan über das Rote Kreuz erfolgten und so keine direkte „dänische“ Hilfe mehr darstellten. Ab Frühjahr 1947 bekamen auch deutschsprachige Kinder in Schleswig-Holstein im Rahmen dieses Programms Hilfe.

Die Rücksichtnahme auf die Sowjetunion und die Grenzfrage verdeutlichen eine Problematik, die in der Gesamtdarstellung leider zu wenig Beachtung findet. So wäre vor allem interessant zu erfahren, welche Bedeutung dänische Politiker der Entwicklungshilfe für die Dritte Welt im Hinblick auf den internationalen Wettstreit zwischen Kommunismus und Kapitalismus beimaßen. Obgleich der Titel „Ideale und Realitäten“ anspricht, bleibt der Propagandawert in der Systemauseinandersetzung eine offene Frage.

In den fünfziger Jahren machte Dänemark seine ersten Erfahrungen mit Entwicklungshilfe für die Dritte Welt. Dies geschah nicht zuletzt im Rahmen der UNO und vollzog sich zu einer Zeit, in der Dänemark das Auftreten auf der internationalen Bühne noch lernen musste. Im

zweiten Zeitabschnitt ab 1962 wurde das Engagement wesentlich erweitert, und durch die Einrichtung von bilateralen Entwicklungsprogrammen wurden zu weiten Teilen die Grundzüge der modernen dänischen Entwicklungspolitik festgelegt.

In der dritten Zeitperiode von der Mitte der siebziger Jahre bis zum Ende des Kalten Krieges wurde die dänische Politik von mehreren Seiten herausgefordert. Trotz der jahrelangen Krise der dänischen Wirtschaft hielt die Regierung an der Höhe der Entwicklungshilfe fest und etablierte in den Hauptempfängerländern Indien (1972), Kenia (1975), Tansania (1975) und Bangladesch (1976) feste Entwicklungsvertretungen.

Die Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges lassen sich durch den Regierungswechsel 2001 in zwei Abschnitte untergliedern. Von 1989 bis 2001 stiegen die Kosten für Entwicklungshilfe nicht zuletzt durch die Erweiterung des so genannten MIKA-Programms für Umwelt- und Katastrophenhilfe (*Miljø- og katastrofebistand*), das allein einen Umfang von 0,5 Prozent des BIP erreichte, deutlich an. Die Umwelthilfe kam nicht nur der Dritten Welt zu gute, sondern wurde in großem Maße auch den Ländern Zentral- und Osteuropas zur Verfügung gestellt, um sie in die Lage zu versetzen, die Folgen von ökologischen Fehlern wä-

rend der kommunistischen Planwirtschaft zu korrigieren. Nach dem Regierungswechsel wurde von der konservativ-liberalen Koalition unter Anders Fogh Rasmussen vor allem diese Hilfe gekürzt. Des Weiteren wurden Programme in Malawi, Eritrea und Zimbabwe eingestellt. Diese Änderungen markieren insofern einen parlamentarischen Umschwung in der Entwicklungspolitik, als sie nur mit den Stimmen der Regierung und der rechtsnationalistischen *Dansk Folkeparti* verabschiedet wurden. Damit wurde auch dieser Politikbereich polarisiert und in einen innenpolitischen Kampfschauplatz umgewandelt.

Der vorliegende Band bringt unbestreitbar viel neues Wissen an den Tag. Die Antwort auf die Frage, welche Auswirkungen dies auf Dauer haben wird, bleibt jedoch vorerst abzuwarten. Auf der einen Seite liefert das Werk den Historiker/innen ein festes Fundament für die Bearbeitung weiterer Fragen. Andererseits könnte die große Leistung auf jüngere Forscher durchaus einschüchternd wirken. Letztgenannte Wirkung wäre schade, denn das Werk beweist, dass auch die Geschichte der Entwicklungshilfe wichtige und nicht zuletzt sehr brisante Fragen enthält, die es durchaus verdienen, näher untersucht zu werden.

*Thomas Wegener-Friis (Odense)*

Susanne Jungerstam-Mulders (ed.): *Post-Communist Member States. Parties and Party Systems*. Aldershot: Ashgate 2006, 257 S.

Mit ihrer Aufnahme in die Europäische Union im Jahr 2004 haben die Staaten Mittel- und Osteuropas eine entscheidende Phase ihres Übergangs zu Demokratie und Marktwirtschaft abgeschlossen. Wie sich die Parteien und Parteiensysteme der so genannten „jungen Demokratien“ seit dem Ende des Kalten Krieges 1989 entwickelt haben, ist ausführlich erforscht worden. Jenseits dieser Demokratisierungsperspektive ist ihnen jedoch im Vergleich zu Westeuropa nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Hier setzt der von Susanne Jungerstam-Mulders von der Universität Helsinki herausgegebene Sammelband über die acht Beitrittsstaaten von 2004 an. Die vergleichend angelegte Untersuchung ist der durchaus gelungene Versuch, gleichsam normale, sprich: westliche Maßstäbe an die Analyse von Parteien und Parteiensystemen in Mittel- und Osteuropa anzulegen.

Der Sammelband besticht zunächst durch seine klare Gliederung und Fragestellung. Eingeraht von Einleitung und Schlusskapitel, die beide von der Herausgeberin verfasst worden sind, besteht der Hauptteil des Buches entsprechend der Zahl der

post-kommunistischen Beitrittsstaaten von 2004 aus acht Länderanalysen über Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Slowenien sowie die drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen. Obwohl die deskriptiv-analytischen Länderfallstudien vornehmlich die jeweiligen nationalen Besonderheiten in der Entwicklung von Parteien und Parteiensystemen herausarbeiten, gehen sie stets auch auf drei übergreifende Themen ein, die Jungerstam-Mulders in der Einleitung formuliert: erstens das thematische und ideologische Spektrum, das die Parteiensysteme strukturiert, zweitens der Parteienwettbewerb einschließlich Wahlsystem, Wählerverhalten und Wahlergebnissen, und drittens die Parteiorganisationen im Hinblick auf sowohl innerparteiliche Strukturen als auch die jeweiligen Verbindungen zu Staat und Gesellschaft.

In einem Zeitungsinterview äußerte sich die ehemalige lettische Präsidentin Vaira Vīķe-Freiberga kürzlich folgendermaßen: „Viele Einwohner bringen den Begriff Demokratie mit dem Parteiensystem in Verbindung. Das Wort Partei ist jedoch ein Schimpfwort in postkommunistischen Ländern. Parteimitglied zu sein, ebenso.

Auch ich mag das Wort nicht und bin nie einer Partei beigetreten.“ Das offenherzige Bekenntnis Viķe-Freibergas, die immerhin zu den wenigen im Volk noch beliebten Politikern ihres Landes gehört, fasst wesentliche Erkenntnisse des Bandes zusammen. Die Parteiensysteme der acht mittel- und osteuropäischen Beitrittsstaaten sind nach wie vor bemerkenswert schwach und instabil. Im Vergleich zu den 15 alten Mitgliedstaaten der EU sind sie stark fragmentiert, das heißt von einer oft unübersichtlichen Vielzahl von Klein- und Kleinstparteien gekennzeichnet, die in einem ständigen Prozess der Gründung und Auflösung, Fusion und Abspaltung fluktuieren. Die Beteiligung an Wahlen ist im Durchschnitt deutlich niedriger als in den alten Mitgliedstaaten, während das Wahlverhalten erheblich wechselhafter ist. Diese hohe Volatilität korrespondiert zugleich mit einer vergleichsweise schwachen Wählerbindung und Verankerung der Parteien in der Gesellschaft. Folglich sind die Parteien in der Regel nur lose strukturiert und ohne bedeutende Mitgliederbasis. Kurzum: In Mittel- und Osteuropa herrscht Parteienverdrossenheit.

Was die Länderanalysen betrifft, sind aus nordeuropäischer Perspektive vor allem die vier Ostseestaaten von Interesse. Die Fallstudien unterstreichen über weite Strecken den Befund allgemeiner Parteienverdrossenheit, differenzieren ihn aber auch. So arbeitet Evald Mikkel (Universi-

tät Tartu) im Beitrag über Estland beispielsweise zwei Aspekte heraus, die das estnische Parteiensystem trotz aller Probleme relativ stabil erscheinen lassen: zum einen die Dominanz städtischer über ländliche Interessen und zum anderen die bislang ungebrochene Hegemonie rechtsorientierter Parteien über alle anderen politischen und ideologischen Orientierungen. Estland bietet diesbezüglich einen interessanten Kontrast zu Polen, wo die Genese der parteipolitischen Rechten von zahlreichen Spaltungen und Neugründungen begleitet worden ist. Dabei ist diese Fluktuation, wie der Beitrag von Aleks Szczerbiak (Universität von Sussex) zeigt, nicht allein auf die Parteien beschränkt. Auch viele gewählte Abgeordnete verlassen im Laufe einer Legislaturperiode ihre Fraktion – zwischen 2001 und 2004 war es zum Beispiel mehr als jeder fünfte – mit der Folge, dass amtierende Regierungen ihre parlamentarische Mehrheitsbasis verlieren. Wie Polen weist auch Lettland ein hochgradig fragmentiertes Parteiensystem auf. Das einzige Indiz für Stabilität und Konsolidierung, auf das die beiden Autoren Aiga Štokenberga und Artis Pabriks, lettischer Außenminister von 2004 bis 2007, hinweisen können, ist die vergleichsweise hohe Wahlbeteiligung von durchschnittlich 70 Prozent. Dieser Wert wird jedoch dadurch relativiert, dass in Lettland rund 30 Prozent der Einwohner zumeist russischer Herkunft nach wie vor keine

Staatsbürgerschaft besitzen und damit von der Wahl ausgeschlossen sind. Litauens Parteiensystem dagegen war, wie Ainė Raimonaitė (Universität Vilnius) darlegt, im ersten Jahrzehnt nach Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit von außergewöhnlicher Stabilität gekennzeichnet, bevor es durch die Parlamentswahlen im Jahr 2000 eine nachhaltige Erschütterung erlebte, in deren Folge sich die gleichen Anzeichen von Instabilität einstellten wie in den meisten anderen mittel- und osteuropäischen Ländern.

Im Grundsatz unterscheiden sich die Verhältnisse in den baltischen Staaten und Polen nicht von denen in den anderen untersuchten Ländern. Doch auch in vergleichender Perspektive stechen die vier Ostseestaaten hervor. So fasst Jungerstam-Mulders im Schlusskapitel noch einmal den Problemhaushalt der mittel- und osteuropäischen Parteiensysteme zusammen und kommt dann zu dem Schluss, Polen und die baltischen Staaten hätten wohl am stärksten unter parteipolitischer Instabilität zu leiden, während die relativ stabilsten Parteiensysteme in Tschechien und Ungarn zu finden seien.

Viel zu kritisieren gibt es an dem Band nicht. Zwar sind nicht alle Länderstudien von gleich hoher analytischer Qualität – der lettische Beitrag fällt diesbezüglich ein wenig ab – und im Schlusskapitel hätte man sich weniger Zusammenfassung

und dafür mehr Vergleich und weiterführende Betrachtung gewünscht, doch schmälert dies nicht den positiven Gesamteindruck. Vielleicht liegt das besondere Verdienst des Sammelbandes aber weniger im Detail der Ergebnisse als im Ansatz der Analyse selbst. Sicherlich haben die Parteiensysteme in Mittel- und Osteuropa noch längst nicht den Grad an Konsolidierung und demokratischer Reife erlangt wie in Westeuropa. Zugleich aber scheinen die Zeiten endgültig vorbei, als lebhaft darüber diskutiert wurde, ob die Länder Mittel- und Osteuropas überhaupt mit den für westliche Parteiensysteme entwickelten Begriffen, Kategorien und Modellen angemessen analysiert werden können. Sie können, wie der Sammelband von Jungerstam-Mulders beweist, und in diesem Sinne ist auch in Mittel- und Osteuropa inzwischen ein erfreuliches Maß an Normalität eingetreten.

*Carsten Schymik (Berlin)*

Peter Sköld (red.): *Människor i Norr. Samisk forskning på nya vägar*. Umeå: Vaartoe – Center for Saami Research (= Miscellaneous publications; 11), 553 S.

Seit etwa den 1970er Jahren setzt innerhalb der saamischen Gesellschaft ein Prozess der „indigenen Wiedergeburt“ ein, der vor allem die rechtliche Anerkennung der Saami als indigene Minderheitsgruppe und die damit verbundene Selbstbestimmung innerhalb des saamischen Territoriums zum Ziel hat. Im Zusammenhang damit etabliert sich auch eigene saamische Forschung. Sie soll aus einer Innenperspektive grundlegendes Wissen über die saamische Gesellschaft zu Tage fördern und vermitteln und hat nicht zuletzt auch das indirekte Ziel, die saamische Selbstbestimmung voranzutreiben.

Das besprochene Buch versammelt Artikel von 24 saamischen und nicht-saamischen Forschern aus Schweden, Norwegen, Finnland, Russland und Kanada. Die Beiträge sind eine Auswahl der im August 2006 auf der Konferenz „Vaartoe – Samisk forskning inför framtiden“ in Jokkmokk gehaltenen Vorträge. Die auf Schwedisch, Englisch und Norwegisch verfassten Forschungsbeiträge sind drei thematischen Schwerpunkten zugeordnet. Im Buch enthalten ist auch eine Liste mit

Namen und Forschungsschwerpunkten aller Autoren.

Der erste Teil, „Politik und Forschung“, wird eingeleitet durch Lars-Anders Baers Artikel über die saamische Forschung im postkolonialen Diskurs. Der Vorsitzende des schwedischen *Sameting* beschreibt die Forschung als wichtige Ressource der saamischen Politik in ihrem Bestreben, die aus dem Kolonialismus überlieferten Machtrelationen und Stereotypen zu überwinden.

Aus einem kulturanthropologischen Blickwinkel beschreibt Carina Green die Idee und politische Realität von Indigenität im Generellen. Besonderes Augenmerk legt sie auf die politischen Implikationen der Anerkennung von indigenen Völkern auf lokalem, regionalem, nationalem und internationalem Niveau sowie auf den Beitrag, den eine unabhängige und kritische Forschung dabei leisten kann. Die Politikwissenschaftlerin Maria Koblanck diskutiert in ihrem Beitrag mögliche Lösungen von Interessenkonflikten zwischen Saami und der schwedischen Majoritätsbevölkerung

innerhalb des nationalen schwedischen bzw. des europäischen Rechtssystems. Eva Josefsen vergleicht die ILO-Konvention 169 mit dem *Finnmarkslov* und zeigt, wie Norwegens Anerkennung internationaler völkerrechtlicher Abkommen die Durchsetzung saamischer Rechte auf lokaler Ebene erst ermöglicht. Eivind Torp schreibt über die Geschichte der Erforschung von saamischem Recht und saamischer Rechtsgeschichte und zeigt, dass dieses rechtswissenschaftliche Forschungsgebiet in Schweden viel weniger entwickelt ist als in den übrigen nordischen Ländern.

Anhand eigener empirischer Untersuchung beleuchtet Torunn Pettersen theoretische, methodologische und forschungsethische Aspekte der Etablierung einer saamischen demographischen Forschung. Das Wissen über saamische demographische Verhältnisse kann zu einer wichtigen Voraussetzung für eine stärkere saamische Selbstbestimmung innerhalb der Gesellschaft werden. Åsa Nilsson Dahlström vergleicht die Verwaltung der UNESCO Welterbestätte Laponia in Schweden mit denen von Tongario in Neuseeland sowie Kakadu und Uluru-Kata Tjuta in Australien. Anders als die Saami haben es die neuseeländische und die australischen Urbevölkerungen dank eines geglückten Joint-Management-Systems geschafft, ihre eigenen Positionen in den Verwaltungen der jeweiligen

Welterbestätten stärker durchzusetzen. In seinem Beitrag zur Geschichte der Zwangsumsiedlungen von saamischen Rentierzüchtern in Schweden beleuchtet Patrik Lantto ein Kapitel der bis heute nachwirkenden schwedischen Saamipolitik im ausgehenden 19. Jahrhundert. Rentierzucht ist auch das Thema von Rolf Egil Haugeruds kurzer Präsentation des *Nordic Council for Reindeer Husbandry Research* und der durch dieses Organ herausgegebenen wissenschaftlichen Zeitschrift *Rangifer*.

Der zweite thematische Teil des Buches, „Kultur und Tradition“, umfasst nur fünf Artikel. Eingeleitet wird er durch Åsa Nordins forschungstheoretische Diskussion zur Anwendung einer Theorie von Lebensstil anstelle von ökonomischen Modellen für die Beschreibung der modernen Gesellschaft und der ökonomischen Wirklichkeit der saamischen Rentierzüchter. Im Sinne einer Ethnographie des Sprechens beschreibt Marjut Huuskonen die orale Überlieferungstradition der Seesaami und analysiert sowohl die Performance als auch die Rezeption verschiedener narrativer Genres.

Maja Dunfeld betrachtet Wesen und Bedeutung der südsaamischen Ornamentik sowie die praktischen, ästhetischen und kommunikativen Funktionen des Kunsthandwerks innerhalb der saamischen Gesellschaft. Märit Frändén präsentiert Er-

gebnisse ihrer Untersuchung zu Namenswechseln unter den Saami (und Finnen) in Schweden, die ihre alten Familiennamen zugunsten schwedischer Neubildungen aufgeben, und zeigt den Zusammenhang zwischen Namenwahl und Identitätskonstruktion auf. In der Wahl des Namens spiegeln sich die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zwischen Minorität und Majorität wider. Oddmund Andersen setzt sich mit überlieferten Glaubensvorstellungen saamischer Rentierzüchter auseinander. Mit Methoden der Archäologie, Kulturgeographie und Kulturanthropologie beschreibt und kartiert er die Praxis, Kultplätze zu unterhalten und mit Hilfe von Knochenopfern Erfolg bei der Zucht von Rentieren zu erbeten.

Der dritte und letzte thematische Teil, „Bevölkerung und Identität“, weist die größte thematische Breite auf. Im ersten Beitrag dieses Buchteils stellt Taarna Valtonen den interdisziplinären Ansatz der „Kulturonomastik“ vor, der linguistische und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Ortsnamen in sich vereint. Die drei nachfolgenden Beiträge sind aus einer Genderperspektive verfasst. Tatiana Sherstyuk beschreibt den Arbeits- und Familienalltag von saamischen Frauen in der kollektivisierten Rentierzucht auf der Kolahalbinsel.

Lena Aléx analysiert die Identitätsverhandlung alternder saamischer Frauen,

die in unterschiedlichen Diskursen ihre Identitäten als Rentierhalterinnen, Saami und Schwedinnen von neuem auszubalancieren suchen. Anna Rosengren problematisiert das „Unsichtbarmachen“ der saamischen Frauen in den ausschließlich von nicht-Saami verfassten historischen Sekundärquellen und rekonstruiert die Komplexität der saamischen Gesellschaft Schwedens im 17. Jahrhundert. Bjørg Evjen untersucht die Konstruktion von Ethnos und die Relation von Saami zu anderen ethnischen Gruppen am Beispiel von innerethnischen Heiratsmustern während einer Periode starker Norwegisierung in der Wende zum 20. Jahrhundert.

Der sehr umfangreiche und mit einer Reihe von Illustrationen und Appendizes versehene Artikel von Bertil Marklund behandelt die komplexe Ökonomie und Gesellschaft der Waldsaami in Schweden aus einer historischen Perspektive. Lenart Pettersson beschreibt Veränderungen im Kunstleben Schwedens im 19. Jahrhundert, als durch stärkere Hinwendung zu volkstümlichen und ländlichen Motiven die nördlichen Landesteile einschließlich ihrer saamischen Bevölkerung immer mehr in den Blickpunkt von Künstlern gelangen.

In seinem zweiten Beitrag zum besprochenen Buch analysiert Patrik Lantto die Ursachen der starken saamischen Auswanderung nach Nordamerika während

der Zwischenkriegszeit. Der Autor geht auch auf das weitere Schicksal der ausgewanderten Saami ein, die sich in der Kulturhierarchie als Minderheitengruppe zwischen den Weißen und den nordamerikanischen Ureinwohnern wiederfinden. Lars Elenius behandelt die postmoderne Aushandlung von Identität zwischen verschiedenen ethnopolitischen Gruppen auf der Nordkalotte. Aus einer Macht- und Organisationsperspektive heraus analysiert der Autor insbesondere das Zusammenspiel von ethnischem Selbstbewusstsein und der Zugehörigkeit zu bestimmten Erwerbszweigen. Schließlich präsentiert Eric-Oscar Oscarsson eine gewissenhaft zusammengestellte und ausführlich annotierte thematische Studienbibliographie zu den Grundlagen saamischer Forschung.

Regionalwissenschaft ist jedoch nur in wenigen Beiträgen des besprochenen Buches erkennbar.

*Michael Rießler (Freiburg)*

Die Artikel im besprochenen Buch spiegeln die inhaltliche Breite und methodologische Vielfalt der saamischen Forschung aus der Innenperspektive wider. Für die Schaffung eines fruchtbaren Forschungsumfeldes und eines kreativen Gedankenaustausches ist allerdings ein transnationaler Ansatz unentbehrlich. Die Notwendigkeit ergibt sich durch die Überlappung von Sápmi nicht nur mit vier Nationalstaaten, sondern auch mit anderen Regionen (z. B. dem Norden, der Barentsregion oder der gesamten zirkumpolaren Region). Eine solche grenzüberschreitende und kontrastive Perspektive im Sinne einer modernen

Jürg Glauser (Hg.): *Skandinavische Literaturgeschichte*. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2006, 537 S.

In der Reihe der „Literaturgeschichten“ aus dem Metzler-Verlag liegt seit kurzer Zeit die von Jürg Glauser herausgegebene *Skandinavische Literaturgeschichte* vor und schon jetzt kann sie getrost als Standardwerk bezeichnet werden. In acht chronologisch sortierten Kapiteln erzählt das Autorenkollektiv – bestehend aus Annegret Heitmann, Vuokko Hirvonen, Karin Hoff, Malan Marnersdóttir, Stefan Moster, Klaus Müller-Wille, Thomas Seiler, Frithjof Strauß, Kirsten Thisted, Antje Wischmann sowie dem Herausgeber – eine Geschichte der Literaturen Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Islands. In appendixartigen Extrakapiteln werden darüber hinaus die finnische, die färöische, die saamische und die grönländische Literatur vorgestellt; das „skandinavisch“ im Titel ist somit etwas irreführend. Das Werk schließt mit dieser gesamt-nordischen Perspektive eine Lücke, zumal es, anders als das andere deutschsprachige Standardwerk, Fritz Pauls leider vergriffene *Grundzüge der skandinavischen Literaturen*, wirklich komparatistisch konzipiert ist und nicht lediglich Nationalliteraturen parallel erzählt.

Komparatistik scheint ohnehin eher ein Anliegen der deutschsprachigen Skandinavistik denn der stärker auf Nationalliteraturen fokussierten skandinavischen Literaturwissenschaften zu sein, sieht man mal von Ausnahmewerken wie Elisabeth Møller Jensens *Nordisk kvindelitteraturhistorie* ab. Umso begrüßenswerter, dass die *Skandinavische Literaturgeschichte* von Jürg Glauser unter komparatistisch nicht bloß eine additive Nebeneinanderreihung der Nationalliteraturen versteht, sondern vielfältige Wechselwirkungen und Parallelen wirklich darlegt. Das geht teilweise so weit, dass der Leser die Nationalität einzelner Autoren dem Text nicht entnehmen kann und hierzu im Register nachschlagen muss, wo nebst Lebensdaten auch die Nationalität verzeichnet ist. Genauso wenig, wie man „bezugslos nebeneinander existierende Nationalliteraturen“ (S. XIV) schildert, wollte man jedoch Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten verwischen und die skandinavischen Literaturen homogenisieren.

Allerdings ist nur bedingt einleuchtend, wieso die isländische Literatur mehr oder minder in die komparatistischen Kapitel

eingebettet ist, während die finnische Literatur in einem separaten Kapitel behandelt wird; den engen kulturellen und historischen Zusammenhang der finnischen Literatur mit den übrigen skandinavischen Literaturen sieht der Autor dieses Kapitels, Stefan Moster, durchaus. Das methodische Problem der Zweisprachigkeit soll gelöst werden, indem sprachliche statt nationale Kriterien angelegt werden. Laut Moster solle die finnische Literatur aus pragmatischen Gründen aus der komparatistischen Darstellung ausgeklammert werden, da die Darstellung der komplexen Wechselbeziehung zur schwedischen Literatur zwangsläufig zu kurz kommen müsse. Edith Södergran ist jedoch sowohl unter schwedischer wie finnischer Literatur zu finden, während Zacharias Topelius und Johan Ludvig Runeberg nur oder vorwiegend unter finnischer Literatur behandelt werden. Hier wäre es wünschenswert gewesen, wenn das Autorenkollektiv das Wagnis eingegangen wäre und auch die finnische Literatur in die komparatistische Darstellung integriert hätte.

Positiv fällt auf, dass die Autoren sich nicht an zentralen Autorenbiographien orientieren und an den Zentralgestalten abarbeiten, wie es in Literaturgeschichten leider teilweise vorkommt. Selbst Größen wie August Strindberg oder Henrik Ibsen werden eingebettet in die zeitgeschichtlichen diskursiven Formationen vorgestellt.

Die simplifizierende Identifikation eines Autors mit einem einzigen Schlagwort oder einer einzelnen Epoche wird somit vermieden. Zu so komplexen Gestalten wie Knut Hamsun muss der Leser in drei verschiedenen Kapiteln nachschlagen, um ein umfassendes Bild zu erhalten. Wer kompakte Autorenbiographien wünscht, ist sowieso besser mit Heiko Ueckers und Joachim Trinkwitz' *Die Klassiker der skandinavischen Literatur* bedient.

Dass der eigene Anspruch, eine komparatistische gesamtnordische Literaturgeschichte auf knapp über 500 Seiten vorzustellen, auf Kosten der Vollständigkeit gehen muss und eigentlich eine schiere Unmöglichkeit ist, war dem Autorenkollektiv bewusst. Will man hierbei mehr als eine lexikographische Aufzählung von Lebensdaten und Werken bieten, so muss es zwangsläufig zu Auslassungen kommen. Diejenigen, die in zumindest einer der Nationalliteraturen firm sind, werden daher teilweise fehlende oder zu knappe Angaben bemängeln müssen. So wird beispielsweise Torgny Lindgren gar nicht oder Esaias Tegnér nur kurz erwähnt.

Die erzwungene Knappheit in der Darstellung des Gegenstandes ist jedoch nicht nur für eingeweihte Leser mitunter problematisch. Gerade Unkundige, die sich mit diesem Werk einen ersten Überblick über die nordische Literaturgeschichte verschaffen wollen, werden teil-

weise Verständnisprobleme haben. Romanplots werden oft als präsent vorausgesetzt oder es wird ohne nähere Erklärungen auf Tatsachen wie beispielsweise die Berner Konvention zu Copyright-Vereinbarungen 1886 in der Annahme verwiesen, der Leser wisse schon Bescheid. Hier hätte sich die in Literaturgeschichten unübliche Technik der Fußnoten angeboten. Es ist im Allgemeinen eine gattungsbedingte Unsitte, auf Quer- und Quellenverweise in Fußnoten zu verzichten. Die Auslassungen und Verknappungen sind jedoch im Großen und Ganzen durchaus verzeihlich, da die Autoren ihren Anspruch souverän erfüllen, zentrale Phänomene und Diskurse anhand thematischer Hauptlinien zu schildern. Zur vertiefenden Lektüre ist der Blick in die ansprechende Auswahlbibliographie geboten, die jedoch wiederum nur als Einstieg gedacht ist. So gelingt es, eine Literaturgeschichte jenseits von lexikographischer Faktensammlung zu erzählen.

Dabei wird Literaturgeschichte nicht als etwas Selbstverständliches, Präexistentes dargestellt, das durch die Literarhistoriker erst ans Licht gehoben werden muss, sondern es werden vielfältige Konstruktionsmechanismen und Selbstinszenierungen erläutert. So zeigt Klaus Müller-Wille in seinem Kapitel „Romantik – Biedermeier – Poetischer Realismus“ die Geburtsmythen der dänischen Romantik mit *Guldhornene* und Henrik Steffens' Ko-

penhagener Vorlesung auf. Analog dazu stellt sich Glauser im Vorwort gegen simplifizierende Periodisierung und Kanonisierung: man wolle gemäß Pil Dahlerups Motto, dass „alles immer anders gemacht werden kann“, nur eine mögliche Literaturgeschichte unter vielen vorlegen. Dazu bietet das Vorwort zugleich eine kurze Geschichte der skandinavischen Literaturgeschichtsschreibung.

Von der Ablehnung engmaschiger Kategorisierung und Periodisierungen zeugen auch die weit gefassten Zeiträume der einzelnen Kapitel. Vor allem für die an Dezennien orientierte schwedische Literaturgeschichtsschreibung mutet dies fast schon wie eine Provokation an. Dieser Zugang ist so richtig und löblich, wie er bei einer Literaturgeschichte zugleich fast schon kontraproduktiv ist. Aufgabe von Literaturgeschichtsschreibung ist in einem gewissen Maße immer auch Periodisierung und Kanonisierung und somit Simplifizierung. Fast schon eine Angst vor griffigen Schlagworten ist spürbar, die doch gerade dem uneingeweihten Leser wichtige Anhaltspunkte geben können.

Die Autoren beziehen sich oftmals auf neuere Literatur- und Kulturtheorien wie den *new historicism* oder die *postcolonial studies*. Hier verbirgt sich erneut zugleich eine Stärke wie auch eine Schwäche des Werkes. Teilweise scheinen die einzelnen

Beiträger unentschlossen, ob sie sich an weniger eingeweihte Leser richten, die sich zum Beispiel im Rahmen eines Studiums informieren wollen, oder doch eher am wissenschaftlichen Diskurs teilhaben wollen. Der Wunsch nach einer Darstellung, die der Komplexität und Heterogenität der Gegenstände gerecht wird, kollidiert mit der Erwartungshaltung eines weniger informierten Lesers. Ist das Werk wirklich zu Unterrichtszwecken konzipiert, wie im Vorwort erwähnt, so hätte die eine oder andere Simplifizierung durchaus gut getan.

Trotz einiger kritischer Anmerkungen liegt mit dem Band eine durchweg gelungene Literaturgeschichte vor, die zum einen durch ihre gesamt-nordische (und nicht nur skandinavische) Perspektive glänzt und zum anderen schlichtweg durch die Tatsache, dass sie auf Deutsch geschrieben ist.

*Johannes Freund (Berlin)*

Olaf Lind: *Arkitekten Steen Eiler Rasmussen*. København: Gyldendal 2008, 485 S.

Wer sich für den dänischen Architekten, Stadtplaner und Architekturvermittler Steen Eiler Rasmussen (1898–1990) und für die dänische Kulturgeschichte von 1920 bis 1960 interessiert, sollte diesen ansprechenden und gehaltvollen Band zur Hand nehmen. Mit dieser Prachtausgabe wird dem humanistischen Funktionalisten und maßvollen Modernisten Rasmussen, dessen vielfältige Leistungen bisher nicht in einer gesammelten Darstellung dokumentiert worden sind, ein Denkmal gesetzt.

Trotz der Fokussierung auf die unterschiedlichen Tätigkeitsgebiete Rasmussens (Stadtplanung, Architektur, Zeitschriftenredaktionen, Hochschulunterricht und öffentliche Vorlesungen, Design, Autorschaft, Graphik, Fotografie, Layout und Schrift) wird auf eine persönliche Biographie weitgehend verzichtet. Dies mag darin begründet sein, dass der Verfasser Olaf Lind (geb. 1936), der als Architekt und Stadtplaner tätig war, seinen von ihm bewunderten Lehrer aus einer professionellen Perspektive präsentieren will.

Lange Zeit galt der Kopenhagener „Fingerplan“ (1947) als Rasmussens bekanntes

Produkt. Über die Urheberschaft des berühmten Flächennutzungsplans mit den fünf Entwicklungsachsen herrscht indes immer noch Uneinigkeit. In der Publikation zum dänischen Kulturkanon 2006 wird der Plan Rasmussens Kollegen Peter Bredsdorff zugeschrieben (*Kulturkanon*, S. 34 f.). Ohnehin wurde Rasmussen weniger für seine Bauten als für seine populären Schriften und seine vielfältige architekturpädagogische Tätigkeit bekannt.

Bei der Einordnung von Rasmussens Werken dient dem Verfasser das Spannungsfeld zwischen Tradition und Erneuerung, welche Lind zu vereinfachend mit Stil und Funktion analog führt, als systematisierende Struktur. Sie ermöglicht ihm auch, Rasmussen als einen ‚typisch dänischen‘ Architekten zu lancieren, der Bescheidenheit und Bodenständigkeit zu seinen Tugenden machte. Rasmussen wird zu einem Garanten des menschlichen Maßes in Architektur und Stadtplanung, welches ihn vom monotonen *international style* effektiv abhebt. Die industrielle Präfabrikation erhält in der Darstellung kein Gewicht, stattdessen wird die handwerkliche Einzelleistung positiv hervorgehoben. Besondere Bedeu-

tung erhält das Markenzeichen der Lamellenschiebefenster, die eine teilweise Verdunklung bei Belüftung zulassen. Arne Jacobsens ‚Schummelschiebefenster‘ (1933) strafte Rasmussen mit Verachtung. Lind versäumt hier, auf den Vorbildcharakter französischer Fensterläden und die Bezugsmetropole Paris hinzuweisen.

Das Material bei Rasmussen steht für eine ‚Betonung des Eigenen‘ und eine kleinformatige Behaglichkeit, die Lind erwartungsgemäß mit *hygge* (dänischer Gemütlichkeit) umschreibt. Ein Lob des Handwerklichen ist auch für die bekannteste Buchpublikation Rasmussens charakteristisch (*Om at opleve arkitektur*, 1957; *Arkitektur erleben*, 1959), die eine wertvolle Wahrnehmungsschule bereithält und zu Recht heute noch im Architekturstudium eingesetzt wird.

Zu Rasmussens bekanntesten Bauprojekten gehören der Stadtteil Tingbjerg und die Siedlung Banehegnet (beide Kopenhagen). Tingbjerg wurde in der Zeit von 1950 bis 1971 errichtet, in überwiegend dreigeschossiger Mietshaus-Bebauung, mit Reihenhäusern und einem Hochhaus als *landmark*. Tingbjerg ist als ‚Gemeinschaftsstadt‘ mit autonomer Infrastruktur von der umgebenden Landschaft scharf abgegrenzt. Angeblich wurde die „heterogene Zusammensetzung“ der Bewohner (vgl. S. 158 f.), sprich: die Segregation, den wohlmeinenden Planungen zum Ver-

hängnis. Lind macht sich an dieser Stelle die Verteidigungsrhetorik Rasmussens zueigen, der von den Ausführungen seiner Pläne selbst enttäuscht war: Für Lind bleiben die guten Vorsätze Rasmussens stets entscheidend („den fornuftige utopist“, S. 170) und er formuliert sogar eine Ehrenrettung Tingbjergs: „Som et dybt gennemtænkt, funktionelt og humanistisk boligbyggeri holder Tingbjerg en høj standard, der kun undtagelsesvis findes i små bebyggelser fra samme periode. Og i sammenligning med nutidens formalistiske boligbyggerier er Tingbjerg en oase af uformel arkitektur.“ (Als ein gründlich durchdachter, funktioneller und humanistischer Wohnungsbau hält Tingbjerg einen hohen Standard, der nur sehr selten und in kleineren Bauprojekten dieser Zeit erreicht wurde. Und im Vergleich zum heutigen formalistischen Wohnungsbau erscheint Tingbjerg als eine Oase informeller Architektur, S. 223). Auf die standardisierten Wohnungstypen, die Rasmussens Architektenbüro vorgesehen hatte und die bestimmte Familienkonstellationen und Alltagsabläufe normativ festschreiben, geht Lind nicht ein (vgl. Steen Eiler Rasmussens tegnestue: *Tingbjerg. Forklaring til en byplan*, Kopenhagen 1963, S. 16 f.), unter Umständen hätten diese Planungselemente auf unwillkommene Weise kollektivistische Konnotationen gehabt. Das wohl wichtigste Resultat des Erkenntnisprozesses, der mit dem Bau von Tingbjerg ein-

hergeht, ist Rasmussens allmähliche Infragestellung eines bevormundenden Planungsmodells, wie sie in seinen Schriften über das seiner Meinung nach wertvolle Experiment Christiania zum Ausdruck kommt.

Ein einziges Mal tritt Rasmussen dann doch auf der ‚falschen‘, antihumanistischen Seite des Funktionalismus an, als er nämlich 1970 die Königliche Veterinär- und Landwirtschaftshochschule mitten im „stilvollen Frederiksberg“ mit einer 250 Meter langen monotonen Fassade versieht. Die konsequent vom Inventar und den Laboraufgaben (d.h. den *Funktionen* dieser Hochschule) ausgehenden Planungen hätten Lind zufolge zu einer Spätform des „Superfunktionalismus“ geführt (vgl. S. 255 u. 253).

Die Erläuterung des Grundrisses und der Innenarchitektur von Rasmussens privatem Haus in Rungsted (1938) verrät einiges über das persönliche Geltungsbedürfnis, aber auch die charakteristische Zwischenposition, die der Architekt im Verhältnis zu Klassizismus und Modernismus einnimmt. Das luftig möblierte, riesige Arbeits- und Herrenzimmer im ersten Stock seiner Villa, das mit einer rundgewölbten Decke, einer Kopie des Sonne-Frieses aus dem Thorvaldsen-Museum und einem riesigen Stadtplan Londons versehen ist, steht einem sachlich-funktionalen Erdgeschoss gegen-

über (siehe etwa das Badezimmer-Waschküchen-Durchgangszimmer, S. 205).

Lind tritt aus seiner Rolle des bewundernden Adepten nur selten heraus und sucht selbst dann milde Erklärungen, wenn ihm Rasmussens Verhalten bedenklich erscheint. Zu dessen Verfehlungen gehört etwa die Aussparung von Arne Jacobsens Arbeiten im Band *Nordische Baukunst*, der 1940 im Berliner Verlag Wachsmuth erschien. Lind lässt offen, ob der jüdische Hintergrund Jacobsens die deutsche Zensur auf den Plan rief, oder ob Rasmussen selbst seinen damals wichtigsten Konkurrenten schwächen wollte bzw. der deutschen Zensur bereitwillig vorgriff. Für die zweite Hypothese mag sprechen, dass auch die norwegische Architektur auf recht willkürliche Weise ausgespart blieb und dass Rasmussen später, nachdem er an einem Wettbewerb für den ausgeschriebenen Bau der Universität Århus teilgenommen, aber keine Erstplatzierung erreicht hatte, mit einer ähnlich unredlichen Strategie des ‚Totschweigens‘ operierte.

Das Kapitel über Rasmussens Freundschaft und Erfahrungsaustausch mit Karen Blixen führt über Linds berufsorientierten Horizont am weitesten hinaus. Mit diesem Bonuskapitel wird dem Protagonisten nicht nur ein Platz in der dänischen Kulturelite gesichert, sondern auch auf

subtile Weise dessen Verankerung in klassizistischen Idealen anschaulich gemacht. Dass Lind unterschiedlich intensive Vertiefungen vornimmt, ist insgesamt kein Nachteil, kommen doch wenig beachtete Aspekte zum Vorschein, wie z.B. die Verbindungen Rasmussens Jahren zu Deutschland in den 1920er Jahren: Dieser Aspekt könnte gerade aus skandinavistischer Perspektive genauere Untersuchungen anregen. Nicht zuletzt die großzügige Ausstattung der kommentierten Bibliographie bestätigt, dass Lind das derzeit maßgebliche Handbuch zu Rasmussens Gesamtproduktion vorgelegt hat.

*Antje Wischmann (Berlin)*

Henning Grelle: *Thorvald Stauning. Demokrati eller kaos. En biografi*. København: Jyllands-Postens Forlag 2008, 575 S.

Thorvald Stauning is one of the strongest early 20th century symbolic representatives of “Danishness” connected to the early development of the welfare state, of social progress and of democratic culture. He was chairman of the social democratic party from 1910 to 1939 and Prime Minister 1924–25 and 1929–42. He embodies the period where the Danish social democratic party became the largest political party and obtained government responsibility and where trade union movement and working class organizations reached their highpoint. The social democrats largely represented the urban working class but at the same time deliberately identified themselves with and sought a broader basis as a *folkeparti*, a people’s party.

Several of the social democratic leaders of secondary importance have had their biographies written in recent years, while Stauning has only been portrayed in contemporary hagiographic biographies and the Stauning biography by Hans Lyngby Jepsens (1979), which concentrated on his personal life. Henning Grelle’s biography focuses on Stauning’s political results and gives a thorough assessment of his political development and importance.

The author is an insider on his topic. He is head of *Arbejderbevægelsens Bibliotek og Arkiv* in Copenhagen, which has received significant trade union and social democratic backing. Grelle’s previous works include aspects of social democratic and trade union development, but the Stauning biography is clearly his most ambitious work. It has not been an easy book to write. Firstly, the amount of personal sources left in Stauning’s personal archive and in other archives is limited. He did not write a diary and not many personal letters have survived. Secondly, Stauning was so influential for such a long time and participated in such a broad range of important decisions that his biography tend to be the history of the social democratic party, the political history of the governments he was heading and to some degree also a political history from the years before the First World War till the middle of the Second World War.

The subtitle ”Democracy or chaos“ is a reformulation of the main social democratic election slogan from 1935: ”Stauning or chaos“. It placed Stauning as a reassuring symbol of stability in the tide of upheaval caused by the economic crises, mass un-

employment, and the challenges of Nazism and Communism. The reformulation points to Grelle's main conclusion, that Stauning's political work was embedded in his democratic understanding. He was neither a visionary socialist, nor a great agitator, but a clever organizer, industrious, ambitious and a diligent networker and compromise maker. Obviously he was very influential in Danish politics over a long period of time. This does not in itself account for his outstanding position in the social democratic and national collective memory. An explanation could be offered through the fact that the political and social challenges during the period in which he was party leader and Prime Minister were so serious, and the overall results of tackling the challenges so comparatively successful, that he became identified with these results.

Stauning was pragmatic throughout his career. Among social democrats the first years of the new century was dominated by discussions on whether social democrats could take government responsibility without having a majority. Stauning advocated immediate government participation and in 1916 he became the first social democratic government minister in a war time coalition government. Henning Grelle gives a thorough account of Stauning's attempt as a peacemaker during the First World War. He invested considerable effort, but without much

chance of success. Stauning's close contact to the SPD and especially to Friedrich Ebert meant that his effort was seen as a German covered mediation attempt. It was received with distrust not only in England but also in several neutral countries.

In 1929 Stauning became Prime Minister in a social democratic and social liberal coalition government, which was the basis for Stauning's political effort until 1940. Until 1936 his government depended on compromises with one of the bourgeois parties in the second chamber of Parliament (*landstinget*), and he succeeded in getting a majority for several important parts of legislation. His most renowned legislative result in this period was the crisis reform packet named *kanslergade-forliget*. It was passed with the votes of the Liberal party (*Venstre*) with mainly an agrarian membership. In Danish history it has often been seen as the ultimate compromise between workers and farmers and therefore as a step towards the national welfare state and a national and social reconciliation between workers and farmers. Because the agreement was reached on January 30, 1933 it has been deliberately compared with the political development in Germany placing the Danish political development as a compromise-based democratic political culture on the road towards a welfare state. Grelle does not follow this interpretation. More modestly he

places *kanslergadeforliget* as an ambitious crisis compromise which was made possible because both urban workers and farmers were equally hard hit by the depression.

Stauning's role as a Prime Minister until his death in May 1942 during the occupation of Denmark has been disputed. Like many other Danish political leaders, he expected a German victory and Denmark placed under long term German direct influence. Stauning spoke on March 8, 1941 at the Student Club in Copenhagen with press coverage of the speech. He commented on the vague German plans for a New Europe and showed considerable willingness to both political and economic adaptation. It can be seen as Stauning's last attempt to save his party, save the living standard of the working class and at least some parts of national sovereignty. Both contemporary public opinion and later historians have explained the speech with his ill health and shaken psychological condition due to the occupation. This is not convincing and could be seen as an attempt to acquit him for his most blatant expression of adaptation staining his long term political results. Henning Grelle tries to uphold Stauning's political soundness in 1941 by reading his speech as a non-committal speech, but this is not really convincing either. Compared with attitudes among most of the Danish population, Stauning's expectations of the future for Danish democracy and support for a

policy of immediate adaptation was not blatantly different from the majority. But Stauning went further than most others by his general acceptance of more binding arrangements.

Henning Grelle's biography is an optimistic history of social democratic progress and a history of national and democratic consensus. Stauning is placed prominently within this story. It is well-argued and well-documented, and a Stauning biography of this quality has been missing for a long time. It has been convincingly demonstrated that most of his policy was rather successful seen from a democratic point of view and in many areas it was integrating the working class in a broader national community.

Stauning was the dominant Danish political leader during "the age of catastrophes". This denotation does not really cover very well when Denmark is seen in a European context. The development from the turn of the century till 1942 was generally peaceful and few Danes were hit by catastrophes. Henning Grelle has convincingly placed Stauning with a significant responsibility for this.

*Palle Roslyng-Jensen (Copenhagen)*





# ANNOTATIONEN



Mai-Brith Schartau: *The Road to Welfare Pluralism. Old Age Care in Sweden, Germany and Britain*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2008 (= Nordeuropäische Studien; 21), 218 S.

Mai-Brith Schartau legt eine vergleichende Studie vor, in der die Debatte um das Konzept des „Wohlfahrtspluralismus“ am Beispiel der Bereitstellung sozialer Dienstleistungen in der Altenpflege untersucht wird. Es soll herausgearbeitet werden, ob und wie dies im politischen Diskurs von den politischen Entscheidungsträgern begründet wird und welche Vorteile und Probleme mit Wohlfahrtspluralismus verknüpft werden können. Im Mittelpunkt stehen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser Entwicklung in den Wohlfahrtsstaaten Schweden, Deutschland und Großbritannien. Der Bedeutung des deutschen Föderalismus wird insofern Rechnung getragen, als dass zusätzlich die Entwicklung dreier Bundesländer (Baden-Württemberg, Hessen und Sachsen-Anhalt) eingehend untersucht wird.

Nach einer kurzen Charakterisierung der drei kanonischen unterschiedlichen Wohlfahrtsstaatstypen werden in den Kapiteln 2.2 und 2.3 das Konzept des Wohlfahrtspluralismus und die damit zusammenhängenden Probleme sowie

die grundsätzliche Rolle verschiedener Anbieter von Wohlfahrtsleistungen beleuchtet.

Trotz aller Vieldeutigkeit wohlfahrtspluralistischer Konzepte zeichnen sich diese zumindest durch vier Elemente aus: eine Vielfalt an Serviceanbietern, die Dezentralisierung staatlicher Angebote, die Monitoringfunktion der zentralen Behörden und die wachsende Bedeutung der Betroffenen als „Klienten“. Diese Kriterien – und der damit verbundene öffentliche Diskurs – sind hinreichend unpräzise, um die Offenheit des Konzepts „Wohlfahrtspluralismus“ für die unterschiedlichsten politischen Akteure interessant zu machen, so dass jeder seine eigene Interpretation einbringen kann (S. 29). Als wesentliches Problem werden bereits hier die Kommunikationsschwierigkeiten bei der notwendigen Kooperation zwischen verschiedenen Organisationen und staatlichen Ebenen konzeptionalisiert. Dies nicht zuletzt wegen der beteiligten vier Sektoren mit jeweils unterschiedlichen Handlungsrationitäten: die Freiwilligenarbeit, der informelle (d. h. Pflege innerhalb sozialer Nahbeziehungen), der private

(d. h. profitorientierte) und der öffentliche Sektor. In der Analyse wird deutlich, dass die Konstellation dieser vier Sektoren mitentscheidend für die jeweilige Ausprägung des Wohlfahrtspluralismus ist.

Auf Basis einer Darstellung der unterschiedlichen Systeme der Altenpflege in den drei Ländern (Kapitel 3) wird in den folgenden Abschnitten (Kapitel 4–6) die Entwicklung des Wohlfahrtspluralismus detailliert und unter Berücksichtigung der dahinter stehenden Motive und Interessen untersucht. In allen Fällen werden die Pfadabhängigkeit der Entwicklung sowie die von der nationalen Kultur geprägten Verständnisse der jeweiligen Sektoren aufgezeigt. Beispielhaft genannt seien die Probleme bei der Umsetzung entsprechender Initiativen in Schweden, da sich die Freiwilligenvereine als Interessengruppen für die Betroffenen und nicht als Anbieter sozialer Angebote verstehen. Für den deutschen Fall wird auf die spezifische Rolle der Wohlfahrtsverbände und der Einführung der Pflegeversicherung verwiesen (S. 122). Zusätzlich lässt sich am Beispiel Baden-Württembergs erkennen, dass – auch wenn der politische Wille gegeben ist – wohlfahrtspluralistische Arrangements nur langsam von der unteren Ebene aus wachsen können (S. 136).

Im vergleichenden Kapitel 7 und im Schlusskapitel werden die Ergebnisse der Analyse zusammengefasst und die entspre-

chenden Ähnlichkeiten und Differenzen – v. a. im politischen Diskurs – herausgearbeitet. In allen drei Ländern lässt sich zwar ein Trend hin zum Wohlfahrtspluralismus erkennen, diese Entwicklung – und die Unterstützung durch die Regierungen dieser Länder – ist in Großbritannien am weitesten fortgeschritten, in Deutschland auf dem Weg und steht in Schweden am Anfang. Neben Unterschieden zwischen den Ländern lassen sich auch viele Ähnlichkeiten erkennen, von denen hier eine exemplarisch genannt werden soll. So versprechen sich die Verantwortlichen in allen drei Ländern vom Wettbewerb Effizienzgewinne. Was aber ebenfalls in allen drei Ländern umstritten ist, ist die Rolle von privaten – d. h. gewinnorientierten – Anbietern. In keinem der Länder ist geklärt, was eigentlich genau unter dem Schlagwort „Privatisierung“ zu verstehen ist. Die Debatte darüber und der Unwillen von Teilen der politischen Akteure, Teile der öffentlichen Dienstleistungen tatsächlich dem Markt zu überlassen, verbinden die drei Länder. Abschließend werden im Schlusskapitel ungelöste Probleme und weitergehende Fragestellungen sowohl in der politischen Praxis als auch in der wissenschaftlichen Forschung benannt. So bedarf das Problem der Koordination und Kommunikation weiterer Untersuchungen, wobei ein besonderes Augenmerk auf die besondere Rolle der „Entscheider“ in der Verwaltung gelegt werden muss.

*Christian Henkes (Berlin)*

Constanze Gestrich: *Die Macht der dunklen Kammern. Die Faszination des Fremden im frühen dänischen Kino*. Berlin: Nordeuropa-Institut 2008 (= Berliner Beiträge zur Skandinavistik; 15), 380 S.

In ihrer im Rahmen des DFG-Projekts „Literatur der Alterität – Alterität der Literatur“ an der HU Berlin entstandenen Dissertation „Die Macht der dunklen Kammern. Die Faszination des Fremden im frühen dänischen Kino“ widmet sich die studierte Skandinavistin Constanze Gestrich einem Thema aus einem Bereich der Filmgeschichte, zu dem auch von Seiten der akademischen Filmgeschichtsschreibung noch Forschungsbedarf angemeldet wird. Sie beschäftigt sich mit einem Korpus an dänischen (Stumm-)Filmen der 1910er bis 1930er Jahre, die sich im weitesten Sinne mit dem „Exotischen“ und „Fremden“ befassen. Den theoretischen Hintergrund bilden dabei neuere Forschungsansätze der *postcolonial studies* und der Exotismus- und Fremdheitsforschung.

Im ersten Teil des Buches zum frühen Kino und der Faszination des Fremden versucht Gestrich dem Stummfilmkino das Charakteristikum einer „medialen Alterität“ nachzuweisen, die sie vor allen Dingen in der Modernität, der Internationalität und Technizität des neuen Mediums, aber auch in der historischen Aufführungsform be-

gründet sieht. Diese Alterität sei, so Gestrich, jedoch nicht essentiell, sondern diskursiv bedingt.

Im zweiten Teil widmet sich Gestrich der Analyse von Filmen mit „Weißer-Sklavin“-Thematik, den Haremsfilmen und den diversen filmischen Bearbeitungen von „Die Lieblingsfrau des Maharadscha“ aus einem von post-kolonialen Theorien und unter dem Aspekt von *whiteness* geleiteten Blickwinkel. Obwohl vor allen Dingen die „Weiße-Sklavin“-Filme in der filmwissenschaftlichen Fachliteratur bereits eine breite Bearbeitung erfahren haben, gelingt es Gestrich, eine neue Sichtweise auf dieses bekannte Material zu werfen. Insgesamt hebt sie in ihren Filmanalysen immer auch die metafiktionalen und metamedialen Aspekte der Filme hervor; die Verführbarkeit der in den Harem gelockten Europäerin wird von ihr so beispielsweise als Sinnbild der Verführung der Zuschauerin durch den Film und im Kinoraum gelesen. Auch die Entlarvung eines Exotismus in den Maharadscha-Filmen, der durch die Einschreibung von *whiteness* in das vermeintlich Fremde einerseits zu einer Legitimierung

der Faszination für das Fremde, aber auch zu einer Festigung der herrschenden Gesellschafts- und Geschlechterordnung beiträgt, erweist sich als äußerst fruchtbar. Gefestigt und filmhistorisch fundiert werden ihre Thesen noch durch den Vergleich der *star persona* Gunnar Tolnæs und seinem filmischen alter ego mit den Scheich-Darstellungen von Rudolph Valentino Mitte der 20er Jahre, sowie der Analyse der Maharadscha-Parodie „Die Lieblingsflamme des Maharadscha“, die einen direkten und noch dazu filmischen Beitrag zum historischen Diskurs um die Maharadscha- und andere exotische Filme darstellt.

Teil drei geht von einer Korrelation zwischen Kino und Kolonialismus, d. h. einer Parallelität „zwischen kolonialen Begehren und der kinematographischen Aneignung des Raumes“ (S. 190), aus und beschäftigt sich mit Filmen, in denen Exotik, Krankheit und Kriminalität, zumeist im Rahmen einer interrassischen Liebesbeziehung oder einer Kriminalgeschichte, thematisiert werden. Das Konzept der „Ansteckung“ bildet hier das zentrale Paradigma der Interpretation. Gestrich verquickt im Sinne einer Kulturpoetik geschickt koloniale, kulturgeschichtliche und medizinische Diskurse mit einer informierten Analyse des Filmmaterials.

Gestrich beschließt ihre Studie mit einem doppelten Perspektivwechsel: Sie wendet sich abschließend Filmen mit polarer The-

matik zu und zeigt die Verwandtschaft, aber auch die Unterschiede im filmischen und außerfilmischen Tropen- und Polardiskurs auf. Zugleich markiert dieser Ortswechsel auch einen medialen Wechsel vom Stummfilm zum Tonfilm. Der verbindende Gedanke ist hierbei die These, dass, obwohl oder gerade weil der Polar(ton-)film eine Hinwendung zum Quasi-Dokumentarischen und Authentischen forcierte, er dennoch als Tonfilm eine Ausnahme blieb. „Exotische“ Themen wurden nun zunehmend rarer. Ergänzt wird die Studie durch ein ausführliches Filmverzeichnis.

Auch und gerade für Filmwissenschaftler und filmhistorisch Interessierte ist das Buch lesenswert, basiert es doch nicht nur auf akribischer, faktischer filmhistorischer Arbeit und enthält erhellende Film- und Kontextanalysen, sondern es bietet auch einen neuen und erfrischend „anderen“ Blick auf die Filmgeschichten Dänemarks und Deutschlands, die im Untersuchungszeitraum eng verzahnt waren. Ihre Analysen zeigen, dass eine kulturhistorische Betrachtung der Populärfilmproduktion ein fruchtbarer Ansatz sein kann, jenseits der Diskussion über die Kunstwürdigkeit des Films Kultur- und Geistesgeschichte zu schreiben.

*Andrea Haller (Trier)*

Kristina Engwall, Magdalena Bengtsson Levin und Stefanie von Schnurbein (red.): *Hälsa – makt, tolkning, styrning*. Stockholm: Institutet för Framtidsstudier 2008 (= Framtidens samhälle; 13), 231 S.

The anthology *Hälsa – makt, tolkning, styrning* (*Health – power, interpretation, governance*) contains a rather diverse collection of texts. All stem from a collaboration between researchers from a range of academic environments in Germany and Scandinavia (among which can be mentioned Örebro University, Sweden, and Humboldt-Universität zu Berlin) and from a number of different academic disciplines.

The contributions are all, according to the editors, supposed to study historical or contemporary processes of demarcation where the – admittedly vague – concept of health is involved. The editors specifically mention the most obvious boundary connected to health, i.e. the one that is often drawn between health and disease. One thing they fail to mention is that health and disease are not always measured on the same scale, thus, this boundary may appear more than fleeting: sometimes even non-existent. In fact, however, few of the authors consider the supposed borderline between health and disease as a central object of investigation, and

some of them actually do explore health as potentially something else than just the opposite of disease.

Thus, even though Kerstin Bornholdt does look at physical exercise as a phenomenon balancing between health and disease, her aim is just as much to differentiate between different conceptualizations of health. More specifically, she studies a number of texts written by medical doctors in the first half of the 20<sup>th</sup> century to show how physical exercise was highly disputed as a source of health, and to show how different views on the value of exercise were connected to different body and health ideals: was the optimal (male) body one adjusted to a modern, sedentary work-life, or one trained to fulfil a higher potential? Did exercise strengthen people or just exhaust them? If exercise produced subjective well-being, was this the same as health?

Marie Öhman has used video recordings to analyse physical exercise from a governmentality perspective. She studies children's physical education as a space for

subject formation, a space where notions of health can be used in the exercise of modern forms of power, and where borders are primarily drawn between the voluntarily active/participating and the physically unwilling. David Kuchenbuch departs from a medicalization perspective in his analysis of the Swedish functionalist manifesto *Acceptera!* and its use of biomedical metaphors in talking about architecture and urban planning.

Several of the contributions look at processes of demarcation more indirectly related to the concept of health. In her article, Constanze Gestrinch shows how infection, although differently conceptualised in different time periods, has continuously been used to draw borders, not just between health and disease, but – especially in colonial and post-colonial contexts – between us and them, well-known and alien, primitive and modern, visible and invisible. Stefanie von Schnurbein examines the Swedish author Victoria Benedictson's novel *Pengar* (*Money*), published in 1885, to see how notions of health (or rather ill-health) were used to distance the ideal (young, free, slender and strong) man or woman from undesirable modes of femininity. The female body also is a focal object for Christina Jansson who centres on claims of objectivity related to giving birth, investigating how nature and technology were contrasted in 1970s debates on

childbirth. Lill-Ann Körber departs from the male body too see how representations of nudity in early 20<sup>th</sup> century Scandinavian art did, or did not, evoke questions about the borders between homo- and heterosexuality, decency and indecency, as well as illness and health.

Henrik Karlsson investigates professional boundary practices between different actors on a market of healthcare providers while Susanne Kreutzer in her study of the declining status of patient observation as a clinical method looks at professionalization, rationalization and claims of scientific expertise. The final chapter, written by Magdalena Bengtsson Levin, Kristina Engwall and Katharina Woellert, examines childlessness in the 20<sup>th</sup> century from different perspectives – to not want, to not be able to have, or to be denied children – and especially questions the strict border that is often drawn between voluntary and involuntary childlessness.

This collection will also be published in a German version.

*Annika Berg (Uppsala)*

Antje Hornscheidt: *Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache*. Berlin: Humboldt-Universität 2008 (= Berliner Beiträge zur Skandinavistik; 14), 472 S.

Das Ziel dieser umfangreichen Studie von Antje Hornscheidt ist es, durch sprachwissenschaftliche Analysen verschiedener Art die Konstruiertheit der Kategorie Gender aufzuzeigen. Dabei bildet Gender in der schwedischen Sprache den Hauptfokus. Generell wird das Schwedische im Hinblick auf Sprache, Geschlecht und Gleichstellung nicht so ausführlich problematisiert wie z. B. das Deutsche.

Der Arbeit wird ein konstruktivistisches Verständnis von Welt, Wissen, Sprache und Geschlecht zugrunde gelegt. Damit wird bei der Konstruktion von Wirklichkeit der Sprache eine besondere Rolle zugesprochen: „Kategorien gibt es ausschließlich durch ihre sprachliche [sic!] Benennungen.“ (S. 17) Auch Geschlecht versteht die Autorin dementsprechend als diskursive Konzeptualisierung, was durch ihre Verwendung des Begriffs Gender zum Ausdruck kommt. Zweigeschlechtlichkeit kann damit als Diskurs interpretiert und kritisiert werden (S. 24). Die Autorin verwirft entsprechend der radikal konstruktivistischen Perspektive auch die Vorstellung sprachlicher Referenz auf die

außersprachliche Wirklichkeit. Ausgegangen wird stattdessen vom Konzept der Appellation, bei der Wirklichkeit hergestellt wird. Besonders zentral ist dabei die personale Appellation, d.h. die Benennung von Personen.

Unter Sprache versteht Antje Hornscheidt ausschließlich Sprachhandlung (und nicht Sprachsystem). Die besondere Rolle der Sprache wird auch im Schlüsselbegriff der ReSignifizierung zum Ausdruck gebracht: Jede Benennung (Signifizierung) ist zugleich eine Umbenennung (ReSignifizierung); das Benannte existiert nicht als Original (S. 26). Sprachliche Diskriminierung ist diesem dynamischen Bedeutungskonzept zufolge nicht an bestimmte Sprachformen gebunden. Die Autorin schließt sich dem Ansatz von Judith Butler an und positioniert damit ihre Arbeit als in einer konstruktivistischen und pragmatischen Tradition stehend. Diese unterscheidet sich insofern von eher traditionellen feministischen Forschungen, als der Ausgangspunkt dort oft die Annahme einer vordiskursiven, nicht-relativen Wirklichkeit ist.

Von diesen Positionen ausgehend geht Antje Hornscheidt im ersten Analysekapitel der Frage nach, wie das Verhältnis von Gender und grammatischem Genus im schwedischen linguistischen Diskurs konzeptualisiert worden ist.

Im darauf folgenden Analysekapitel lotet sie anhand eigener und von anderen ForscherInnen durchgeführter Perzeptionsstudien aus, wie Sprache die Genderkonzeptualisierung bei den Sprechenden beeinflusst. Darauf folgt die Auswertung umfassender Korpusuntersuchungen zu gender-bezogenen Komposita, die hauptsächlich anhand von Presstexten in schwedischen Medienarchiven und der Datenbank der schwedischen Sprache (*Språkbanken*) durchgeführt wurde. Im sechsten Kapitel wird auf strategische ReSignifizierungen eingegangen, wobei das empirische Material aus dem Schwedischen eher gering ist. Das letzte Kapitel ist sprachlichen Irritationen von Gendervorstellungen im Deutschen gewidmet. Der Band schließt mit einem umfassenden Literaturverzeichnis. Die genauen Schlüsseldaten zu den von der Autorin durchgeführten Perzeptionsstudien sind jedoch nicht enthalten.

Hauptergebnisse der sehr verschiedenartigen Teilstudien sind folgende: Sprachliche Genderspezifizierung wird im schwedischen linguistischen Diskurs über Gender und Genus als Referenz auf au-

bersprachliche Phänomene verstanden. Zudem beruht dieser Diskurs auf einer Vorstellung von Gender als natürlich gegebene und zweigeteilte Kategorie (weiblich und männlich) sowie von Menschlichkeit als Männlichkeit. Aus den Analysen kognitiver Konzeptualisierungen von Benennungen bei den Sprechenden sowie aus den Korpusstudien geht hervor, dass das Männliche als Norm aufgefasst wird, während das Weibliche das Spezifische ausmacht. Doch lassen sich sprachliche Infragestellungen dieser Normen vereinzelt wieder finden.

Die Argumentationen in dieser breit angelegten und herausfordernden Studie erfolgen durchgängig aus konstruktivistischer Perspektive und zumeist auf theoretisch hohem Niveau. Es bleiben allerdings einige grundsätzliche Fragen vor allem theoretischer Natur ungeklärt. So wird ziemlich kurz ausgeführt, was Wirklichkeitskonstruktion durch Sprache eigentlich bedeutet.

*Magnus Pettersson (Göteborg)*